

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

der Hintende dahingestellt sein lassen. — Im letzten Jahr wurde Japan um einen einflußreichen Staatsmann ärmer: es starb Graf Komura, dem das Land vielen Dank schuldet. — Die

### Perfer,

um auch diese nicht zu vergessen, hat der russische Bär noch fester in seine Fägen genommen. Um sie zu schützen, sagt er. Denn die Politik kann, wie gewisse Damen, die Verschönerungsmittel nicht entbehren. Als der davongejagte Schah Mohammed Ali Mirza im Sommer vorigen Jahres plötzlich mit etlichen tausend Mann auf der Bildfläche erschien, um seinen eigenen Biben, den vierzehnjährigen Achmed, vom Thron zu stoßen, hatten sicher die Russen ihre Hände im Spiel. Da das Unternehmen mißglückte, wählte der Erzhah der Tapferkeit besseres Teil: er nahm über die Grenze Reißaus und überließ das teure Vaterland den Russen. Die haben den Davongänger zu den Toten geworfen; der kleine Achmed wird nicht gezählt, also können die Werkzeuge der Zarenpolitik in Persien zur Testamentsvollstreckung schreien.

Was aus dem Land weiterhin werden wird, soll der Leser erfahren, wenn es Zeit ist. Der Spazier-



Die Perfer hat der russische Bär noch fester in seine Fägen genommen.

gang über's Erdenrund macht durstig, weshalb der Hintende zum Schlusse eilt, wiewohl seine Zuhörer von manchen eine anschaulichere Beschreibung haben möchten. Ans Ende aber soll noch einmal der Anfang getnüpft werden, und es verschlägt dem Hintenden nichts, wenn ihn wieder ein paar Zeitungsblätter, man kennt sie an der Farbe, abkanzeln, weil er sein Vaterland herausstreicht. Jawohl, es läßt sich im Deutschen Reich erträglich leben, auch wenn die neue Besitzsteuer kommt. Das Ganze und der Einzelne stehen in sicherer Hut, zumal unsere Rüstung eine bessere geworden ist. Denn das Wort des Alten Fritz bleibt wahr: Gott marschirt mit den stärksten Bataillonen. Gibt es auch in Deutschland noch Elend genug, so steht das Leben des Volks doch auf einer Stufe, deren wir uns vor andern Ländern nicht zu schämen brauchen. Sogar das Sterben und Begrabenwerden wird bei uns eine lustige Sache, was der Hintende daraus entnimmt, daß ein deutsches Städtchen, das sonst ausgezeichnetes Salz liefert, von einer Mitbürgerin bei der Beerdigung ihres Mannes fünf Mark Lustbarkeitssteuer erhob! — Im Ernst gesprochen: die Verhältnisse im Vaterland sind trotz des heiligen Völktraitus und anderer Verdrießlichkeiten

vertrauenswürdig; unsern Anteil an der Weltwirtschaft und Weltkultur kann uns niemand streitig machen, und so wollen wir Deutsche daheim und draußen den Anker getrost in die Zukunft werfen!

Kaum hat der Hintende sich mit seinen Weltbegebenheiten verabschiedet, so trifft ihn abermals eine Hiobspost mitten in die Freude hinein, daß am 27. Juni die „Victoria Luise“, ein Zeppelinischer Luftsegler, sich auch einmal aufs Meer hinauswagte. Das Zeppelinische Luftschiff „Schwaben“ jedoch, das mehr als zweihundert glänzende Fahrten ausgeführt hat, fiel andern Tags feindlichen Gewalten zum Opfer, wobei einige Personen schwer verletzt, andere leichter verwundet wurden. Es war am 28. Juni, auch fast dieselbe Zeit, da vor zwei Jahren ein anderer Luftsegler, „Deutschland“ mit Namen, im Teutoburger Wald zugrunde ging. Unsere Flugtache aber kann auch durch den neuesten Unfall nicht erschüttert werden; schon oft haben sich ja deutsche Kraft und deutscher Geist aus dem Unglück nur um so mutiger und hoffnungsvoller erhoben.

### Erweiterung des Ersten deutschen Reichswaisenhauses in Lahr.

Im Jahre 1884 hatte man die Aufnahme von 100 Knaben ins Auge gefaßt. Abgesehen von dem bedeutend höheren Kostenaufwand, zu dessen Deckung die früher vorhandenen Mittel nicht ausgereicht hätten, war es aber auch im Interesse einer sorgfältigen Erziehung und aus hygienischen und pädagogischen Gründen nicht möglich, in den zur Verfügung stehenden Räumen mehr als 66 Kinder unterzubringen. Zahlreiche Anfragen und die vielen dringenden Fälle, in denen der Verwaltungsrat gerne helfen möchte, haben die gemeinsame Versammlung des Verwaltungsrats und des Aufsichtsrats, die am 15. Mai 1912 in Lahr getagt hat, dazu bestimmt, den Beschluß zu fassen, in Bälde am Altwater einen Neubau zu erstellen, in dem soviel Knaben unter einem zweiten Hauselternpaar Aufnahme finden können, daß der ursprüngliche Gedanke, für 100 Knaben zu sorgen, verwirklicht werden kann. Auch die finanzielle Lage des Ersten deutschen Reichswaisenhauses gestattet es schon, an den Plan heranzugehen, wenn auch die Kosten für die Erstellung und den Betrieb eines weiteren Hauses sehr hohe sein werden. Im Vertrauen auf den Edelsinn jener Menschenfreunde, deren letzter Wille die Ausübung christlicher Nächstenliebe, die Erweisung von Wohlthaten an armen verlassenen Kindern kundgibt, glaubte die Versammlung, den Beschluß wagen zu dürfen. Auf der „Chrentafel des Lahrer Hintenden Boten“ ist noch viel Platz und gerne wird er als der beste und älteste Freund des Reichswaisenhauses auch in seinen folgenden Jahrgängen die Namen und Bildnisse der Wohlthäter veröffentlichten.

A. G.

### Unbesieglischer Aberglaube.

Beim Bühlbauern hatten sie an einem Winterabend, drei Wochen vor Weihnachten, die Mehlsuppe, ein Schäferförrble Kartoffeln und drei Hasen voll Milch reichlich versorgt. Jetzt pußen sie am Tischtuch die Löffel ab, die Kreszenz räumt den Tisch und die andern „Wibervölcher“, die Bäuerin obenan, nehmen das Spinnrad und lassen den Faden durch Hand und Krebs schnurren, daß die Flocken davonstiegen.

„Und jetzt, was triebet mir?“ fragte der Bauer seine Männervölcher.

„Mer chönntet e weng wasche,“ sagte der Knecht.

„’s isch mer eitue,“ entgegnete der Bauer.

„I mach au mit!“ sagte der Zweitknecht.

„I will d’ Würfel länge!“ schloß der Rosßbub.

Und die Würfel fielen, bald diesem, bald jenem zugunsten, wie es eben der Zufall fügte. Da man aber nur um Pfennige machte, wurden die Gewinner nicht reich, die Verlierer nicht arm von diesem Spiel.

Drei Stunden spielten sie so fort. Jetzt aber ist’s neun Uhr, die Bäuerin stellt das Spinnrad zur Seite, die Mägde folgen ihrem Beispiel und trinken stehend beim Ofen noch ein Schüßele Kaffee. Dann ziehen sie Schuhe und Strümpfe aus und gehen ins Bett mit dem üblichen: „G’lobt sei Jesu Christ!“

„I mein, mer machet au Firobe,“ sagte der Bauer, und er und der Knecht nehmen die Laterne und zünden noch in die Ställe.

Noch sind sie nicht fertig, da schreit der Rosßbub oben aus der Gangkammer, wo er seine Schlafstätte hat: „Herr Jesu Maria, jetzt ischt mi Kaschten ufbrochen und mi surverdient Geld ischt furt!“

„Was saischt?“ sagte der Bauer, und er und die Knechte gehen hinauf in die Kammer und stehen vor dem aufgebrochenen Kasten und staunen und starren.

„Jesu Maria,“ sagte der bestohlene Bub, indem er sich auf dem Absatz herumdrehte und die Hände nach Art eines zu Boden sinkenden Sklaven kreuzweise über die Brust zusammenschlug, „Jesu Maria, jetzt ischt mi surverdient Geld zuem Tüffel! O hätt is doch numme versoffe, ’s wär g’schüter gsi. Aber e Wallfahrt versprichi uf Eisiedle, wenn’s usschunnt, wer des gsi isch, und morn gangi zuem Schneidermathä, de verstoht’s. Wenn de si Spruch tuet und derno mueß d’r Dieb hergaloppe und ’s Geld selber wieder bringe.“

„Gang lieber zuem Schandarm,“ sagte der Bauer, „de bringt’s sicherer rus und bruucht kei Spruch z’tue. D’r Schneidermathä ischt en Schwindler und sunscht ischt er nit, es du’s waischt!“

„Nei, Bur,“ protestierte der Bub, „d’r Schneidermathä cha öbbis. Mi Großmueter und mi Mueter henns immer g’sait und z’erst gang i zuem Wunddokter (so wurde der Schneidermathä auch genannt) und erst noher zuem Schandarm!“

Und so tat er auch. Er besuchte den Quacksalber und Hofuspokusmacher und erzählte ihm von seinem Schaden.

„Da ist gut helfen,“ sagte dieser, „ich tue meinen Spruch und schütte eine gewisse Flüssigkeit drunten auf den Kreuzweg, daß der Dieb nach keiner Seite ausweichen kann und in höchstens acht Tagen hast du dein Geld wieder. Der Dieb muß kommen. Aber die Flüssigkeit, die ich dazu brauche, kostet drei Mark und diese mußt du mir gleich geben. Weiter will ich dir nichts abnehmen, weil du ein armer Teufel bist. Aber ich stelle die Bedingung, daß du keinem Menschen was sagst, sonst ist alle meine Mühe umsonst.“

Der Bub bezahlte die drei Mark, ging mit rührender Zuversicht heim und wartete acht Tage, vierzehn Tage und drei Wochen auf den galoppierenden Dieb und die Wiederkehr seines Geldes, aber umsonst.

Während dieser Zeit hatte aber der Bauer verschiedene Verdachtsmomente aufgegriffen, die er zur Kenntnis der Gendarmerie brachte. Diese kam, sah und siegte, wie einst Cäsar in Afrika. Sie fand, daß der Zweitknecht, der mit dem Rosßbuben in einem Bette schlief, mit dem Dieb wunderbar identisch sei und erjuchte ihn höflich, mit auf das Amtsgericht zu gehen. Dort hatte man so große Freude an ihm, daß man ihn durchaus nicht mehr heimließ. Höhere Instanzen verfügten dann, daß der talentvolle Bursche zur Erlernung des Mein- und Deingegriffes auf vier Monate in eine Anstalt zu verbringen sei, und dieser Verfügung wurde sofort Folge gegeben.

„Was meinst jetzt,“ sagte der Bauer zum Rosßbuben, „hätt jetzt d’r Schandarm nit mehr chönne und verstande as din lusige Schneidermathä?“ Das ischt en Schwindler und sunscht ischt er nit.“

„Sall,“ protestierte aber der Bub, „ischt jetzt doch nit wahr. Do ischt jetzt d’r Mathä unschuldig. Wenn d’r Dieb bi eim im Bett lit, so channer nit im Galopp kumme und ’s Geld bringe. Wär er am en anderen Ort gsi, ganz g’wisß hätt er kumme müesse; denn d’r Schneidermathä verstoht si Handwerk, des hett Großmueter scho mengmol g’sait und d’r Mathä selber hett’s bishwore. I blib derbi: der Mathä ischt en G’schüdel!“

„Und du bist en dumme Esel!“ sagte ärgerlich der Bauer.

### Eine Randbemerkung Friedrichs des Großen.

Auf die Anfrage eines Stadtmagistrats, wie ein Bürger zu bestrafen sei, der Gott, den König und den Magistrat gelästert habe, verfügte Friedrich der Große: „Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennet; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rat gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen.“



### Gevatter.

Von L. vom Vogelsberg.

„In der niedrigen, sonnendurchfluteten Schusterbude saß Gevatter und trieb die Holz-nägel in die Sohlen. Es war das erstemal, daß ich, Dreikäsehoch, zu ihm in die Werkstatt kam. Ich kannte ihn freilich schon länger, hatte oftmals durch die blanten Fenster verstoßen in Gevatters Stube gekuckt. Dann hob er gewöhnlich den massigen Kopf mit dem viereckigen Gesicht, in dessen breitem Mund gewöhnlich eine Reihe Holz-nägel aufmarschiert war, und nickte mir freundlich zu, daß der Kotelettenbart wackelte. „Komm 'rein, Bubche!“

Von jeher war ich ungern in fremde Häuser gegangen, und das über alle Massen bescheidene Häuschen Gevatters erschien mir im Schatten der alten düstern Franziskanerkirche doppelt unheimlich. Deshalb waren die freundlichen Ueberredungsversuche des alten Schusters bisher immer wirkungslos geblieben, bis ich eines Tages einmal so von ungefähr auf den alten Schustertisch Gevatters von draußen her gucken konnte. Was lag da alles! Fast stand mir der Atem still beim Anblick all der kunterbunt durcheinandergestreuten Herrlichkeiten.

„Komm, Bubche!“ sagte Gevatter und nickte mit den Koteletten.

Und diesmal vermochte ich nicht mehr zu widerstehen. Mit heftigem Herzklopfen drückte ich die zweiteilige, mit einem eisernen Klopfer gezielte Tür auf und trat zögernd in den dunklen Hausflur. Ein eigenartiger muffiger Geruch lag darin, nach Ziegenstall und gedämpftem Gemüse. Links, um einen backofenartigen Vorbau herum lag die Tür, ein kleines, mit sauberem weißen Vorhang verhängtes Fensterchen in der Mitte.

Unter womöglich noch stärkerem Herzklopfen drückte ich auf den schmiedeisernen Türdrücker. Die Tür sprang leicht auf und eine Fülle hellen Sonnenscheins quoll heraus.

Mitten in der Stube stand eine niedrige Pritsche mit einem dreibeinigen Stuhl; am hinteren Ende saß eifrig hämmend Gevatter.

„No, biste da, Bubche?“ sagte er, ohne sich um-zudrehen. „Mach die Tür zu und komm!“

Er sprach etwas undeutlich, denn er hatte wieder eine Reihe Holz-nägel im Mund. Mit leise klingendem Hammer trieb er einen nach dem andern ins Leder.

„Was macht die Mutter?“ fragte er und sah mich von der Seite an. Was er für freundliche Augen hatte!

„Gut!“ beteuerte ich aufrichtig und begann sorg-

sam in der Stube Umschau zu halten. Außerordentlich luxuriös erschien mir die Einrichtung Gevatters: das Zylinderbureau mit der rotgeblühten Decke und der ewig stillstehenden Stuhuh; das Tischchen am Fenster mit der Blechsilhouette eines Reiters, die knalligen beiden Delbrücke, deren Farbenpracht mich ganz gefangennahm. Und dann die beiden gewaltigen Himmelbetten. Wie zwei vorflutliche Ungeheuer, verhängt von einem rot und weiß gemusterten Vorhang, nahmen sie fast die Hälfte der Stube für sich in Anspruch. Ich hatte so etwas nie gesehen.

„Was ist denn das?“ fragte ich, nachdem ich mich bequem auf die Pritsche zu Füßen Gevatters hinge-hockt hatte.

Er kaute weiter an seinen Nägeln. „Betten, Bubche!“ jagte er freundlich.

„Betten? So groß!“

Gevatter lachte behaglich. „Gelt, da guckt! Aber die sind schon recht. Nur für die Christel sind sie ein bißchen arg groß!“

„Die Christel? Wer ist denn die Christel?“

Er sah mich ganz erstaunt an. „Ei, die kennst du doch! Mit der hast du doch immer gespielt!“



„No, biste da, Bubche?“ sagte er.

„Ja, die Christel heißt doch Christel Piepenbring und du heißt doch Gevatter!“

Er lachte, daß ihm alle Nägel auf einmal knisternd aus dem Munde fielen.

„Ach Gottche, Gottche, Bub, was bist du für einer! Ich heiß' doch auch so, und nur die Leut' nennen mich Gevatter!“

Ehe ich mich noch von meinem Staunen erholt hatte, ging die klapprige Tür auf und ein kleines Mädchen in buntem Kleidchen kam herein. Wahrhaftig, das war die Christel!

Sie lachte ein wenig verlegen, als sie mich so vertraut in ihrer Häuslichkeit sah.

„Kennst du den?“ fragte Gevatter schmunzelnd.

Die Christel nickte vergnüglich. „Ach ja, das ist ja der Hans Brand, der vorhin den großen Bub aus der Langgass' gehaut hat!“

Gevatter wurde auf einmal ernst und sah mich vorwurfsvoll an.

„So, und warum hast du den Bub geprügel?“

„Ei, weil er die Christel am Zopf gerissen hat!“

Da lächelte Gevatter wieder behaglich und trieb seine Nägel, deren wieder eine ganze Kompagnie in seinem Munde saß, wohlgefällig in die Sohle.

Von diesem Morgen an war ich tagtäglich bei Gevatter zu Gast. Zumal, nachdem der wackelige Schustertisch uns seine Herrlichkeiten erschlossen hatte. Da saßen wir, die Christel und ich, mit roten Köpfen und blitzenden Augen auf der Britsche in der Sonne und kneteten aus dem gelben honigdunstenden Wachs seltsame Figuren mit noch seltsameren Namen, spielten mit Kreidekugeln, bunten Specksteinstücken und allerlei Nägeln die wunderbarsten Spiele. Und Gevatter thronte auf seinem Dreibein, deutete ab und zu auf die düstere alte Klosterkirche vor den Fenstern und erzählte in abgehackten Sätzen seltsam-schauerliche Geschichten von den Dingen, die sich in dem unfreundlichen Gemäuer begeben sollten.

Bis eines Abends in der Dämmerung auf einmal eine große Stille war. Christel und ich saßen nebeneinander, mit heißen Händen, die vom Spielen brannten. Und da kam mir auf einmal eine Frage, fast ungerufen und ungewollt.

„Christel, wo ist denn deine Mutter?“

Ich hörte, wie Gevatter einen tiefen Atemzug tat. Und dann fühlte ich den Arm des Mädchens im Dämmer um meinen Hals, und ein paar Bäckchen zitterten an meiner Wange auf und nieder.

„Ach, Hans, die ist auf dem Kirchhof. . .“

In dieser Nacht schlief ich schlecht und hatte fast ein wenig Fieber. Immer mußte ich an die arme, kleine Christel denken, die so mutterseelenallein in dem riesengroßen Himmelbett lag. . .

Man lächelte, wenn man von meinen Besuchen bei Gevatter hörte. Erst viel später erfuhr ich, daß man glaubte, der alte Schuster sei nicht ganz richtig im Oberstübchen. Und doch, er war mir sehr lieb geworden in der kurzen Zeit. Seine freundlichen Augen, das saubere helle Stübchen und die kleine blonde Christel — es waren lauter witzige Alltagslichkeiten, die mich immer und immer wieder bannten.

An jedem Sonntagvormittag gab's einen feierlichen Augenblick bei Gevatter, vor dem Kirchgang. Da öffnete er das kleine Gelas neben der Werkstatt und erschien gleich darauf mit einer riesengroßen silberschimmernden Glaskugel, ähnlich denjenigen, wie sie noch heute auf hohem Sockel als Gartenschmuck Verwendung finden. Uns stand jedesmal das Herz still, wenn die funkelnde Herrlichkeit auf dem kleinen gehäkelten Deckchen lag, still und leuchtend, wie ein verzauberter Schatz, in dessen Besitz sich die kleine Christel reichlich dünkte als der reichste Mann der Stadt. Indes, dieser seltene Genuß dauerte immer

nur ein paar Minuten; dann verschwand die glitzernde Bracht wieder im dumpfigen Nebengeläß. Gevatter aber zog den schwarzen Sonntagsrock über den mächtigen gekrümmten Rücken, setzte den schwarzen, breitrandigen Filzhut auf das schon stark gelichtete Haar und nahm die im steifen Sonntagsstaat dastehende Christel bei der Hand. So zogen sie selbänder zur Kirche. Die Christel trug stolz und feierlich das dicke Gesangbuch wie den heiligen Gral. Und so gingen sie jahraus jahrein; Gevatter immer unveränderlich innen und außen, nur die kleine Christel wurde allgemach groß und schön. . .

Als ich sechs Jahre alt geworden war, konnte ich mit Hilfe meiner inzwischen in der Schule erworbenen Kenntnisse feststellen, daß über der niedrigen Haustür Gevatters ein blaues verwaschenes Holzschild hing, das in ehemals weißen Buchstaben die Inschrift trug: Schuhmacherei von Johann Jakob Piepenbring. Diese Wahrnehmung gab mir lange zu denken. Denn als „Wissender“ durfte ich nun wohl doch nicht mehr Gevatter sagen. Diese Bedenken äußerte ich denn auch meinem alten Freund gegenüber. Aber Gevatter strich sich verlegen über die Koteletten und lächelte in seiner freundlichen, bescheidenen Art.

„Sag nur wieder Gevatter, Bub, du meinst's ja gut!“

„Ja, aber kann man denn das auch böss meinen?“

Da sah mich der alte Schuster an, so eigenartig und seltsam.

„Ja, weißt du, Bub, die Leut' sind gut und wollen mich nicht einen Narren heißen, darum sagen sie halt Gevatter zu mir. Seit der Christel ihre Mutter tot ist!“

So eigen war mir darauffin zumut, daß ich auf die Britsche sprang und den großen viereckigen Kopf Gevatters zwischen die Arme nahm. Und als ich ihn wieder losließ, waren meine Hände naß. Still ging ich davon und wischte und pußte an meinen Fingern. Ob der alte Schuster nun doch ein Narr war? Ich hatte einmal einen solchen gesehen, der lachte immer und schnitt Gesichter. Und das tat doch Gevatter Piepenbring nicht. . .

Die Jahre kamen und gingen; aber die Zeit glitt machtlos an Gevatter vorüber. Und an seinem Haus ebenfalls. Derselbe muffige Geruch lagerte wie immer in dem dunklen Flur, und Johann Jakob Piepenbring saß immer noch auf seinem Dreibein, unveränderlich, und trieb die Holznägel in die Sohlen. Nur ein wenig gesprächiger war er geworden, erzählte aus früheren Tagen und freute sich, daß er fern von der Welt lebte wie auf einer glücklichen Insel.

Mittlerweile war auch ich ein großer Bub geworden, der nur noch selten in die stille Schusterwerkstatt ging. Ja, wenn die Christel nicht gewesen wäre. So aber hänselten mich die anderen, und das ärgerte mich, so daß ich fernblieb.

Indes, im Winter, da zog's mich doch wieder mit Nacht in die freundliche Stube. Wenn der Schnee draußen lag und die Vorfreude der Weihnacht auf

allen Gesichtern glänzte, da schlich ich doch wieder hin in der Dämmerstunde. Dann saßen wir am Tisch, die Christel und ich, und vergoldeten Nüsse und klebten Baumschmuck aus Silberpapier. Und Gevatter lächelte beifällig dazu und ließ den Hammer klingen und brummte leise und vergnüglich vor sich hin. Und da stahl sich denn ab und zu der Gedanke in mein Sinnen, ob Gevatter Piepenbring am Ende nicht doch „Einer“ sei . . .

Wenn ich die Christel ansah, dann war's so ein eigen Ding. Dann blieben meine Finger, die eben das Schaumgold um die Nuß legen wollten, still und die Augen hingen an dem zarten rosigen Gesicht, in das goldfarbige Vöckchen sacht hineinspielten. Der lange, dicke Hängebopf fiel schwer über die zierliche und doch feste Mädchengestalt, daß ich meine Blicke gar nicht fortbringen konnte. Es war ein wohlthuendes Gefühl in mir, herzlich und warm, wie etwa beim Anblick von etwas Wunder schönem. Ich hätte Tag und Nacht dasitzen und die blonde Christel so anstarren können. Der Ofen brummte dazu tief und zufrieden, und die Wärme rötete Christels Gesicht wie einen reisenden Pflirsich. Ab und zu sprang der Bopf keck auf dem Rücken hin und her und Christel guckte mich lachend an, mit Lippen, wie eine halberöffnete Apfelblüte. „Guck, Hans, wie fein!“

Und ich fuhr zusammen wie ein ertappter Sünder und begann hastig und mit zitternden Fingern das Gold um die Nüsse zu legen.

So kam Weihnachten heran. Und kurz vor dem Fest schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich eigentlich Christel etwas schenken könnte. Wie ich auf die Idee kam, wußte ich nicht recht. Vielleicht war's das unbewusste Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß meine kleine Freundin so voller Liebreiz war.

Vergeßlich zermarterte ich mir den Kopf, einen geeigneten Gegenstand zu finden. Ich durfte mich niemand anvertrauen, wollte ich nicht gründlich ausgelacht werden und dauerndem Spott ausgesetzt sein.

Da kam ich eines Morgens, es war fast noch dunkel, gerade dazu, wie Christel sich das Haar ordnete. In dem düsteren Lampenlicht stoffen die dichten Strähnen wie ein goldiger Mantel über Schultern und Rücken des Mädchens.

„Christel, soll ich dir helfen?“ fragte ich und griff schüchtern nach den schweren Flechten.

„Ach, du . . .“ Sie lachte, wie ich sie noch nie hatte lachen hören, und ich rannte davon mit feuerrotem Kopf. In der Tür prallte ich mit Gevatter zusammen.

„No, no, was ist denn?“

Aber da kam schon Christels vor Lachen prustende Stimme hinterher. „Laß ihn, Vater, er hat 'n Klaps!“

Kopfschüttelnd gab mich Johann Jakob Piepenbring frei. „Einen Klaps? Ei no, dann gehörten wir ja zusammen . . .“

Gott weiß, wo ich an diesem Morgen herumgerannt bin in brennender Scham. Am Schaufenster

eines Kurzwarengeschäfts fand ich meine fünf Sinne so ziemlich wieder zusammen. Und da kam mir auch die Erleuchtung. Meine Augen bohrten sich in eine Rolle hellblauen Seidenbandes, das, herrlich anzuschauen wie ein sonnendurchtränkter Maihimmel, mitten unter anderem Tand lag. Ja, das war's: ein Haarband für Christel Piepenbring!

Aber selbst in den Laden gehen — lieber in die Erde versinken. Mit brennendem Gesicht lief ich davon. Bis sich endlich ein Ausweg fand in einem kleinen Jungen meiner Freundschaft, den ich am Kragen griff und vor das Schaufenster schleppte.

„Siehste das blaue Band da drin, Peterle?“

„Ja!“

Da gab ich ihm ein sauer erspartes Markstück. „Das holst mir, Peterle, soviel, wie man für ein Haarband braucht! Für die Frau — Frau Müller wär's, sagst du!“

Fünf Minuten später hatte ich den Schatz. Und morgen war der erste Feiertag . . .

Eine Stunde vor dem Kirchenläuten stand ich schon vor der Schuhmacherei von Johann Jakob Piepenbring. Es war der aufregendste Moment meines Lebens. Dann trat ich mit zitternden Knien in den Flur, dessen dumpfiger Geruch diesmal mit ein wenig Lammenduft untermischt war. In der Tür begegnete mir Gevatter in Hemdärmeln mit einer Haarbürste in der Hand. Er lachte freundlich, als er mich sah.

„No, Bub, das ist schön, daß du heute an uns denkst! Geh derweil in die Stub' zur Christel!“

Da stand sie, mit bloßen Armen in der Winter- sonne und nestelte an ihrem Haar, gerade wie gestern. Sie lachte ein wenig verlegen, als sie mich sah; dann aber legte sie unbefangen den Arm um meinen Hals.

„Gelt, Hans, du bist nicht böse, wegen gestern! Ich war halt ein wenig dumm!“

Stumm schüttelte ich den Kopf, irgend etwas nahm mir den Atem. Und dann brachte ich's heraus, stotternd und stolpernd.

„Nein, nein, Christel — ganz und gar nicht — und da siehst du — vom Christkind . . .“

Ich hielt ihr die Prachtschleife hin, etwa, wie man einen bössartigen Hund füttert. Eine heiße Röte lief über ihr Gesicht und in ihre Augen kam ein helles Blitzen der Freude.

„Ach, Hans . . .“ sagte sie nur. Dann gab sie mir die Hand, ohne ein Wort. Und mir war das Herz so voll und schwer. Langsam zog ich die Hand näher an mich heran, die Lippen des Mädchens waren auf einmal ganz nahe an den meinen; und dann — küßte ich sie. Scheu und beklommen, wie man eine zarte Blüte küßt . . .

Ganz weiß war die Christel plötzlich geworden. Und langsam drehte sie sich um. Da ging auch ich wie in einem schweren Traum. Und wieder begegnete mir in der Tür Gevatter; wie durch einen Schleier sah ich sein Gesicht. Es war freundlich wie immer; nur noch etwas lag darin, seltsam und

mahnend. Und ich ging wie im Bewußtsein einer schweren Schuld.

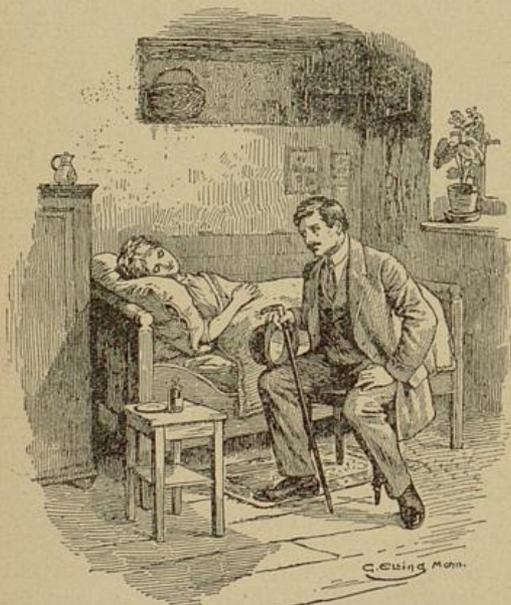
Am Mittag sah ich Christel noch einmal, als sie aus der Kirche kam. Sie trug das blaue Band im Haar . . .

Zwei Tage später ging ich fort, ohne sie oder Gevatter noch einmal gesehen zu haben. Ein paar Jahre gingen dahin, aber das Bild der blonden Christel an jenem Weihnachtsmorgen stand unverwischbar in mir.

Eines Morgens flog mir ein Brief ins Haus, eine Schrift, wie sie ganz alte Leute schreiben. Sie war mir ganz unbekannt, und doch öffnete ich den altväterischen Umschlag mit einem sonderbaren Gefühl der Angst. Ein paar Worte in seltsamer Schreibart und darunter — Johann Jakob Piepenbring, Schuhmachermeister.

„Lieber Bub, wenn du die Christel noch einmal sehen willst, dann komm bald. Sie ist sehr krank.“

Die Christel! . . . Mit zitternden Händen raffte ich ein paar Habseligkeiten zusammen und rannte fast zur Bahn. Und schon am selben Abend stand ich vor dem Haus; genau so war alles geblieben, wie



Sie lächelte wieder und streckte mir die Hand entgegen.

ich's vor fünf, sechs Jahren verlassen hatte, das verwaschene Schild, der Klopfer an der niedrigen Tür. Auch im Innern noch derselbe muffige Geruch.

Da stand auch schon Gevatter vor mir. Derselbe noch wie früher, nur viel, viel älter, steinalt schien er geworden. Und sein Gesicht hatte Furchen, wie von Tränen gegraben.

Er gab mir die Hand. „Guter Bub! Die Christel . . .“

Seine Stimme schlug um, so viel Weh saß ihm im Herzen.

„Geh nach oben!“ sagte er nach einer Weile, während er sich mit der Hand über die Augen fuhr . . . Wie in einer Betäubung ging ich die kreischende Treppe hinauf. Eine Tür stand oben angelehnt und ein blitzender Lichtstreif fiel durch den Spalt.

Leise stieß ich sie auf. In flutender Helle lag die Sonne des Maiabends im Zimmer. Und mitten in dem gleißenden Licht lag Christel Piepenbring.

Sie lächelte mir zu, als sie mich erkannte.

„Hans, du . . .“

Mit unsicheren Schritten ging ich auf das Bett zu. Die Fenster waren weit geöffnet und schwere, blaue Fliederdolben nickten in das Zimmer herein.

„Ja, ich bin's, Christel!“ Sie war von einer Schönheit, die mich tief ergriff. Die schweren Fledertücher umrahmten in goldigem Schimmer das reizende Gesichtlein, das wie ein zartes Rosenblatt in den weißen Kissen lag. Die Krankheit hatte ihrer Schönheit keinen Abbruch zu tun vermocht, nur die blauen Augen waren größer, klarer geworden, und der Mund leuchtete rot und heiß wie Granatblüten.

„Arme, liebe Christel . . .“

Sie lächelte wieder und streckte mir die Hand entgegen.

„Wie lieb von dir, daß du kommen bist!“

Die Worte blieben mir in der Kehle stecken; stumm faßte ich ihre Hand und setzte mich neben das Bett. Ganz allein waren wir in der Stube; nur der Flieder sandte schwere duftende Wolken herüber.

Lange saßen wir so und leise sank der Abend hernieder, warm und wohligh. Da fühlte ich eine leise Bewegung ihrer Hand in der meinen.

„Hans . . .“

Ich beugte mich zu ihr. Ihr Gesicht war unsagbar schön in diesem Augenblick.

„Hans — denkst du noch an jenen Weihnachtsmorgen? . . .“

So nahe war ihr Gesicht dem meinen. Und da verstand ich. Lind schob ich meinen Arm um ihren Nacken und heiß und dürstend fanden sich unsere Lippen zum zweitenmal . . .

Als der Morgen leuchtend und sieghaft heraufzog, ging ihm Christels Seele entgegen. Mit selbigem Lächeln, wie eine schlafende Braut lag sie in den Kissen. Leise brach ich einen blüthenreichen Fliederzweig und legte ihn der Toten auf die Brust. Dann suchte ich taumelnd den Weg ins Freie . . .

Als die anderen kamen, um nach der Toten zu sehen, fanden sie Gevatter vor ihrem Bett mit gesalteten Händen kniend. Er gab keine Antwort, als man ihn anrief; da sahen sie, daß auch er mit seiner Christel gegangen war. Und als sie die beiden hinaustrugen zu der längst Heimgegangenen, da meinte einer zum anderen: „Sollte der Gevatter am Ende doch richtig gewesen sein im Oberstübchen? . . .“

## Die Beichte'.

Zwei Dorfgeschichten und doch keine.

Von Rudolf Kleindecke.

Im weiten Talboden von Niederlahn wollten schon die Heckenrosen blühen. Und im engen Bergkessel, in den Oberlahn eingebettet liegt, trieben erst hier und da ein paar Schneeglöckchen dem Licht entgegen, und an den Hängen breitete sich noch allenthalben das schmutzige Grau des winterlichen Schnees. Aber helles Sonnenleuchten hier wie dort und durch die blaue Frühlingsluft ein zitterndes Klingen und Läuten, immerzu, auch nachdem die Kirchenglocken längst schon geschwiegen. Osterzeit . . .

Der Toni vom Hohegger und das Leitner-Dirndl, die Nannerl, stapften miteinander durch den aufgeweichten Schnee, den engen Samstargraben hinein. Es war ihnen gar feiertäglich zumute und doch wollte heute kein richtiges Gespräch in Gang kommen, kein heller Jauchzer, kein fürwitziges G'langl sich der Kehle entringen, und alle lustigen Vorsätze hatte der Toni vergessen, die er sich eigens für die schöne Osterzeit aufgespart.

Schon in aller Herrgottsfrühe waren die beiden von ihren einsamen Höfen niedergestiegen gekommen zum Oberlahner Kirchlein, und auf dem ganzen langen Wege hatte es der Nannerl das Herz bedrückt, ob sie bei der Beichte wohl dem guten alten Herrn Pfarrer auch gestehen müsse, daß ihr der Toni allweil so viel im Sinn läge, und auf dem ganzen langen Wege hatte derselbe Toni immer nur denken müssen, daß auf den harten Beichtgang bald die lustige Osterzeit folge mit ihrem Böllerschießen und Wirtshausgehen, und daß es dann wohl an der Zeit sei, die Geschichte mit der Nannerl in die Wege zu leiten . . . Und dann hatten sie beide sich ihrer Sündenlast entledigt, hatten die aufgetragene Buße getan und sich darauf im Wirtshaus ein wenig gestärkt, da sie doch seit gestern abend keinen Bissen Nahrung zu sich genommen. Nun schritten sie nebeneinander hin, in Feiertagsstimmung und doch so still und schweigsam, als hätten sie einander gar nichts zu sagen.

Der Toni schob den Korb, den er trug, mit einem schweren Seufzer von einem Arm auf den andern. Und weil er das schon einige Male getan, ohne daß die Nannerl davon Vermerk genommen hätte, sagte er nach einer Weile: „Rechtshaffen gut meint er's mit der Kofler-Dirn, unser Herr Pfarrer. Jetzt heben erst recht d' Fasten an und ein'n Binkel Essen schickt er ihr da, als ob's schon Oster Sonntag wär'.“

„Is wohl auch für die Feiertag vermeint,“ versetzte Nannerl. „Und gar z' streng fasten derf' s' halt wohl auch nit, die Kofler-Dirn, jetzt, wo s' krank und bettliegerig is.“

Damit war das Gespräch wieder zu Ende und der Toni konnte seinen Korb von rechts nach links oder von links nach rechts schupfen, so oft er wollte, und konnte so tief aufseufzen dabei, als er's nur aus seinem breiten Brustkasten herausbrachte, — die

Nannerl beachtete es nicht und schritt schweigsam neben ihm hin.

„Was machst denn nachher du eigentlich bei der Kofler-Dirn?“ fragte der Toni, da ihm das Stillsein doch zu lange dauerte.

Und die Nannerl antwortete: „Mein Gott, heimjuchen halt die arme Gretl.“ Und ganz aufgeregt wurde sie, als sie fortfuhr: „Weißt, derbarnt hat s'



Der Toni schob den Korb mit einem schweren Seufzer von einem Arm auf den andern.

mir schon lang und ein'n unbändigen Zorn hab' ich auch auf den schlechten Kerl, den Kohl'abrenner-Franzl. Zur Lustbarkeit war s' ihm gut, und schöne Wörteln hat er ihr g'nug geben, bis er s' so weit hat bracht. Aber jetzt, wo 's Kindl da is, will er von all'm nix mehr wissen und vom Heiraten schon gar nix.“

Die Nannerl stieß einen Stein, der am Wege lag, zornig mit dem Fuß beiseite und schien ganz aus ihrer früheren Feiertagsstimmung gerissen. „Wie halt die Leut' schon sein,“ eiferte sie, „man traut sich frei mit einer gar nimmer z' reden, bald s' im Unglück is. Aber da hat der Herr Pfarrer heut selber g'sagt, wann uns unser Herrgott bei rechtem Zurechnen unsre Sünden verzeiht, so sollen wir Menschen nit gegeneinander sein wie Hund und Katz. Und die größere Sünd' ist auf dem Franzl seiner Seiten und bei der Kofler-Dirn wär's halt mehr Dummheit g'wesen, als was anders. Und wann schon der Franzl der schlechte Kerl is, so sollen's die andern ihm nit nachmachen und sollen die Dirn nit ganz verlassen in ihrer Not. Wo s' doch niemand nit hat, als ihr alt's Mutterl, die selber schon mit

ein' Fuß im Grab steht. Soll sich lieber ein jed's ein Beispiel nehmen dran — so ein bißel Dummheit, hat der Herr Pfarrer g'sagt, und ein bißel Verliebtheit, und 's Unglück is da. Kommt' leicht einer jeden passier'n, wann s' nit Obacht gibt — hat er g'sagt, der Herr Pfarrer."

Der Toni sah seine schönen Vorsätze in bezug auf die lustige Osterzeit zerschmelzen wie den Schnee in der Sonne vor ihm. Und er fühlte plötzlich einen unbändigen Zorn in sich — auf den Schnee, der ihm die Füße näßte, auf die Sonne, die ihm in die Augen stach, auf den Kohl'nbrenner-Franzl und die Kosler-Dirn, die da so ein störendes Gleichnis gaben, und auf den Herrn Pfarrer, der immer einen besonderen Fall gleich auf alle andern Menschen mußte anwenden. Sogar über die Nannerl mußte er sich ärgern, daß sie ihm das alles erzählte und ihn kaum recht ansah dabei. Als ob er etwa auch so einer wäre wie der schlechte Kerl, der Kohl'nbrenner-Franzl . . .

Jetzt standen sie vor der Hütte der alten Koslerin. Und sahen, was sie ohnehin schon wußten: da war das Glend zu Hause.

"Wart ein Mandl heraußt," sagte die Nannerl. "Ich geh' voraus."

In einem Winkel der dunklen Stube, auf einem armeligen Gestell, das ein Bett vorstellen sollte, lag die Wöchnerin. Sie hielt ihr Kindlein an der Brust und blickte der Eintretenden mit großen Augen entgegen. Im Winkel beim kalten Ofen hockte die alte Koslerin, blinzelte ein wenig mit den müden Augen, als die Schneelichte durch die geöffnete Türe drang, und sah dann wieder stumpfsinnig vor sich hin.

"Halt nachschau'n bin ich kommen, wie's dir alleweil geht," sagte die Nannerl und trat zum Bett. Sie mußte tief Atem holen, so schwer legte sich die drückende Luft der kleinen Stube auf die Brust.

In den Augen der Kosler-Dirn erlosch der Glanz, der eben noch in ihnen gewesen. Und ein müdes Lächeln irrte über ihr abgehärmtes Gesicht. "So, du bist's?" sagte sie. "Is brav von dir und ich dank' dir rechtichaffen. Ich hab' erst g'meint, der Franzl is's."

Da mußte die Nannerl wieder tief Atem schöpfen. Und diesmal war ihr die schlechte Luft gerade recht. So wußte sie wenigstens, was sie antworten sollte. "Aber dumpfig hast es da," meinte sie. "Kann doch nit gut sein für dich und fürs Kindl. Soll ich nit ein wen'g 's Fenster aufmachen? Is ja draußt wie im Sommer so warm."

Und dabei zog sie schon die roten Tüchlein, die als Vorhänge über die erblindeten Scheiben gespannt waren, beiseit' und ließ vorerst ein bißchen Sonne in das Gemach. Und weil die ungewohnte Helle das Kindlein geweckt hatte, trat sie wieder zum Bett zurück und nahm den kleinen Schreihals an sich. "Was das aber ein liebs Kindl is, ein backschierlich's! Frei wie ein Engerl schaut's her mit sein' dicken G'sichtel!"

In die Augen der Kosler-Dirn kam wieder der alte Glanz. Und wie ein flehendes Bitten war's, da sie sagte: "Wann's mir nur leben bleibt. Und wann ich nur schon aus 'm Bett kunnt', daß 's eine bessere Pfleg' hätt'. Weißt, die Mutter is halt schon ein alts Leut und is selber so viel schwach. Und in mir is alleweil so ein Frösteln und Frieren . . ."

"Weil nit die rechte Lust da herinnen is," sagte die Nannerl. "Wart nur, ich richt' dir dein Stübl schon her auf'n Glanz. Und wirst sehn, in ein paar Tag bist auf und 's kommt alls wieder auf gleich. Wird' schon fleißig nachschaun alle Tag'. — Toni!" unterbrach sie sich dann und mit einer "Reschen", über die sie sich selber wunderte, schrie sie dem Bur-schen zu, als er den Kopf zur Türe hereinstreckte: "Schnell schaff Holz her und zünd unter im Ofen!"

Das war nun freilich leichter befohlen als ausgeführt. Holz lag ja genug bei der Hütte, aber mit



"Toni!" unterbrach sie sich, "schnell schaff Holz her!"

diesen Scheitern ein Feuer anmachen, das ging über Tonis Kunst. Und eine Hacke nirgends zu finden. "Eine Sawwirtschaft!" brummte der Toni verdrossen. "Hätt' auch was G'scheiters anstell'n können, der Franzl. Und wann er die Dummheit schon g'macht hat, soll auch er sich drum kümmern. Was geht denn mich die Kosler-Dirn und ihr Bankert an?"

Endlich war die Hacke gefunden. Und während Toni die knorrigen Scheite spaltete, brummte er in einem fort vor sich hin: "G'hört das leicht auch zur Buß', daß ich da Körbel schleppen und Holz hacken muß? Sein dem Pfarrer etwa die fünf Vaterunser g'wenig g'wesen, die er mir für meine paar Sünden aufgeben hat? Wöcht' wissen, was dann der Franzl aufkriegt, wann unsereiner, der doch gar nit an-g'stellt hat, so schanzen muß . . ."

Und dabei ärgerte ihn der Gedanke, daß er „gar nit nit ang'stellt“ hatte, fast noch mehr als die „harte Buß“ selber. Und er hätte in seiner Wut schier den ganzen Holzvorrat kleingemacht, wenn nicht die Nannerl gerufen hätte: „Is ja schon g'nug für heut“ — jetzt mach schon einmal Feuer an!“

Die Nannerl hatte indessen das Kindlein versorgt und die Kosler-Dirn frisch gebettet, hatte den Staub von den armseligen paar Möbelstücken gewischt und hatte frische Luft ins Zimmer gelassen. Und als sie dann den Korb auspackte, den der Toni vom Herrn Pfarrer gebracht, zog es fast wie ein stilles Glück durch den trübseligen Raum. Sogar die alte Koslerin war aus dem Ofenwinkel hervorgetreten und konnte sich nicht genug verwundern, wie gut doch die Menschen und gar der hochwürdige Herr Pfarrer wären.

Nur der Toni stand mit höchst verdrießlichem Gesicht in der Nähe der Türe und wußte nicht, solle er gehen oder noch auf irgendeinen Auftrag warten. Holz hatte er schon gehackt für mindestens drei Tage, Feuer hatte er angemacht, Wasser geschöpft und zutragen, den kleinen Stall ausgemistet und die alte Geiß gefuttern — es hätte ihn gar nicht mehr gewundert, wenn die Nannerl nun noch verlangt hätte, er solle schnell auch die schmutzigen Windeln waschen! Und alles wegen dem Franzl seiner Dummheit oder Schlechtigkeit . . .

Hell aufklachen mußte er in seinem Aerger, als die Kosler-Dirn nun wieder ihre großen Augen machte und ordentlich verklärt zu der Nannerl sagte: „Jetzt is's wenigstens sauber da, wann der Franzl kommt. Gelt, Nannerl, er wird wiederkommen? Gelt, du glaubst es auch?“

Und giftig kam es heraus, als der Toni statt der Nannerl zur Antwort gab: „Da kannst lang warten, du! Der kommt —“

Aber da hatte er schon von der Nannerl einen Rippenstoß weg, daß er meckern mußte wie die alte Geiß im Stall draußen. Und ganz zornig klang's, wie die Nannerl ihn anfuhr: „Dummian, was weißt denn du! Freilich wird er kommen, der Franzl. Jetzt kann er halt nit weg von der Holzarbeit — weißt, Kosler-Dirn? Aber in die Feiertag kommt er dir sicher. Schau nur, daß d' g'sund bist derweil. Ich werd' dich schon fleißig heimsuchen. — Und jetzt b'hüt Gott derweil.“

Die Kosler-Dirn nickte nur mit großen Augen vor sich hin, und als die beiden schon lange draußen waren, murmelten ihre bleichen Lippen immer noch: „In die Feiertag wird er kommen — freilich wohl, in die Feiertag. Schlecht is er ja nit, der Franzl, — Zeit hat er halt jetzt keine. Aber in die Feiertag — in die Feiertag —“

Schier noch schweigsamer als auf dem Herwege stapften die Nannerl und der Toni nun wieder den Graben hinaus. Die Nannerl machte Augen grad wie die Kosler-Dirn so große und schaute damit — man wußte nicht wohin. „Ins Narrenkastel“ sagen die Leut' immer bei solchem Schauen. Und der

Toni warf seinen Korb wieder vom rechten Arm auf den linken und vom linken auf den rechten, trotzdem er jetzt doch schon leer und gar nicht mehr schwer war.

Endlich hub die Nannerl an zu reden. Aber es war, als ob sie es nur zu sich selber sagte: „Ob denn der Herr Pfarrer zu der Kosler-Dirn das gar nie nit g'redt hat, was er mir heut alles g'sagt hat?“

„Schon wieder der Pfarrer,“ dachte der Toni ärgerlich. „Is schon die reine Christenlehr' heut!“ Aber neugierig geworden, setzte er doch laut hinzu: „Was hat er dir denn nachher all's g'sagt, der Pfarrer?“

Die Nannerl schaute noch immer „ins Narrenkastel“. Und so verträumt wie ihr Blick war nun auch ihre Stimme: „Halt Obacht geben sollt' der Mensch auf sich, hat er g'sagt. Und daß unser Herrgott alles weiß und sieht, das sollt' man sich nit so vorstell'n, als ob der ein' jeden ex'trig nachremmen tät. Der hat so seine Wächter, hat er g'sagt, die für ihn aufpassen und ihm alles vermelden, und die Wächter, das sein die Stern' am Himmel und die Blumen am Weg und die Bögerln am Baum . . . Und gut sein sollt' einer zum andern von die Menschen, denn oft trifft einen ein Verschulden ohne sein eigenes Zutun, grad' nur, wie ihn 's Leben hintreibt — so wie der Wind den Schnee vor sich herbläst. Der oben niederfällt auf die Firnsfelder, der bleibt freilich schön rein und weiß, und eine Herzfreud' is's, wann man ihn anschaut. Aber den's niederwirbelt auf'n Weg, der wird bald weich und schmutzig, und jeder Tritt, der drübergeht, nimmt ihm was von seiner frühern Weiszen. Und is doch grad' derselbe g'wesen, wie der, der am Firnsfeld oben im Sonn'schein glanz't . . .“

Der Toni tat einen Blick nach den schimmernden Firnsfeldern und tat einen Blick in den düstern Graben hinein, in dem die Koslerhütte lag. Und dachte: „Is gar nit so dumm das. Schier nit mehr als ein Baserl aufg'weichter Schnee is die Koslerische. Hart hat 's Unglück sie treten. Ein bissel Sonn'schein dazu und sie verschwind't ganz. Denn ich mein' allerweil, — wie krank daß s' herschaut, — wann ihr der Franzl die Freud' tät und käm' wirklich zu ihr z'ruck, — sie überstehent s' nit. Nein, sie überstehent s' nit, die Freud' . . .“

Und dann schaute er wieder auf die gleißenden Firnsfelder und auf die Nannerl, die nun vor ihm herging.

„Das is halt doch eine andre,“ mußte er denken. „Die is nit auf'n Weg g'fallen, die derf mir keiner in 'n Kot treten . . . Und ich selber auch nit,“ fuhr's ihm durch den Sinn. Aber gleich darauf ärgerte er sich darüber, als hätte ihm wer eine Beleidigung an den Kopf geworfen. „Bin ich denn so einer wie der Kohl'nbrenner-Franzl? Gott sei Dank, ein schlechter Kerl bin ich nit!“ Er wurde ganz stolz auf sich, trug den Kopf hoch und schaute immerzu nach den weißen Firnsfeldern und dann wieder nach der Nannerl. „Na,“ sagte er im geheimen zu sich,

„dir derf niemand nix tun, ich werd' schon schau auf dich, du mein Schneeflockerl, mein weiß's . . .“

Als sie an der Wegscheid standen, wo sie sich trennen mußten, juckte es dem Toni aber doch in den Armen, und er hätte die Rannerl am liebsten an sich gezogen und ihr ein heißes Bussel auf den Mund gepreßt. Schon hob er den Arm — da huschte ein kecker Kreuzschnabel über den Weg und der Toni ließ den Arm fast erschrocken wieder sinken. Und wie er dem Vogel nachblickte, sah er am Boden zwischen den Bäumen ein paar Schneeglöckchen blühen, und es war ihm, als ob die alle nach ihm hersehaueten und leise mit den weißen Köpfschen wackelten . . .

So verwirrt war der Toni, daß er beinahe vergessen hätte, der Rannerl die hingehaltene Hand zu drücken und ihr B'hiit Gott zu sagen. Aber schließlich fiel der beiderseitige Händedruck doch so warm aus, daß er dem Toni beinahe ebensoviel wert schien wie ein gestohlenes Bussel. Und er trug im Weiter-schreiten seinen Kopf wieder recht hoch und war sehr stolz auf sich, daß er nicht „so einer“ war wie der schlechte Kerl, der Kohl'nbrenner-Franzl.

Die Rannerl blickte ihm an der Wegbiegung noch einmal verstohlen nach und hatte ihre helle Freude an dem kraftvollen sicheren Schreiten des Burschen. Das war ja gewiß auch keine Sünde von ihr, — sonst wäre die Buß' bei der heutigen Beichte gewiß strenger ausgefallen. Drei Vaterunser und ein Ave-Maria — genau so viel wie bei der letzten Beicht' zum süßen Namen-Ablass im Jänner. Und damals hatte sie doch vom Toni noch gar nichts gesagt gehabt . . .

In Niederlahn strich zu dieser selben Stunde auch ein junges Paar durch den Wald. Die waren aber nicht vom Herrn Pfarrer an ein gleiches Ziel geschickt worden, — auf derlei „Experimente“ ließ sich der hochwürdige Herr von Niederlahn nicht ein. Der führte ein strengeres Regiment in seiner Gemeinde als der gute alte Herr Michael Gruber zu Oberlahn, und es war schier richtig so, wie der Hochlahner-Sepp, der zeitlebens ein loses Maul gehabt, einmal gesagt hatte: „Mit die geistlichen Herrn is's wie mit die Bader. Wo der eine ein'n linden Tee verschreibt, brennt der andere gleich mit ein' glühigen Eisen aus!“

Das junge Paar — der Hansl vom Zehetner und die Cillerl vom Höhbauernhof war's — hatte sich „ganz zufällig“ getroffen. Nach der heiligen Beicht waren sie beide schön sittsam, ohne nach rechts oder links zu schau'n, ihrer Wege gegangen — eins dahin, das andere dorthin. Daß sie nun in der Mitte wieder zusammentrafen, war doch der reine Zufall. Aber gut war's, dachten sie beide, und um so besser, da es weitab vom Dorfe geschah, wo sie niemand, und am wenigsten der gestrenge Herr Pfarrer, mehr beobachten könnte.

„Grüß dich Gott, Cillerl,“ sagte der Hans und verstellte der Dirn den Weg. „Liegen dir noch aller-

weil deine Sünden im Kopf, daß d' gar nit aufschau magst?“

Die Cillerl tat recht erstaunt, als der Bursche auf einmal so breitspurig vor ihr stand. Und hatte ihn doch eigentlich bestimmt da erwartet und ihn von weitem schon kommen sehen . . . Nun rümpfte sie das feste Stumpfuäschen, schupfte die Achseln und sagte schnippisch: „Meine Sünden gehen dich schon gar nix an. Wirst eh genug an deine eignen z' tragen haben. Ich hab' meine schon beim Herrn Pfarrer abg'legt.“

„Hab' ich auch,“ sagte der Hansl lachend. „Und schwer büßen müssen hab' ich's auch. Du, heut war er wieder ganz ertrig grantig aufg'legt, der Herr Pfarrer, gelt?“

Die Cilli schupfte wieder die Achseln und zog das Mäulchen schief. „Wird halt bei dir seine Urjach' g'habt haben,“ meinte sie.

„Na und bei dir etwan nit! Glaubst leicht, ich hab's nit g'sehen, wie lang d' im Beichtstuhl kniet



„Grüß dich Gott, Cillerl!“ sagte der Hans.

bist und mit was für ein' roten Kopf daß d' dann außerkommen bist?“

„G'sehn hast es, ja du! Du siehst alles, was dich nix angeht. Greint hat er halt ein bissel, weil ich mir am Weg ein Büchlerl Blumen aufg'stedt hab'. Das kann er nit leiden. Das wär' nix als eitle Hoffart, hat er g'sagt und man sollt' das Unkraut lieber mit der Wurzel ausreiß'n und verbrennen. Die Blümeln sein eh nix als dem Teufel sein Lockspeis und so allerhand — na, du weißt ja, wie er imrigsmal is . . . dessentwegen bin ich so lang knie'n blieben.“

Der Hansl schüttelte nachdenklich den Kopf. „Weißt,“ sagte er, „wann man's so betracht', so is

unser Pfarrer eigentlich mit unserm Herrgott schon gar nit z'frieden. Alles, was der schön hat g'macht an der Welt, is ihm nit recht. Mir hat er eine langmächtige Predigt g'halten, weil er mich einmal hat 'troffen, wie ich im Wald am Bauch g'legen bin und hab' ein' Dröschel<sup>1)</sup> zug'lost. Das Dröschel hat dir so viel schön g'junger, aber der Pfarrer hat mich g'fragt, ob ich denn nit weiß, daß das nur eine Teufelslockung is, die mich zum Müßiggang verleiten will? Immer und alleweil is er gleich mit 'n Teufel bei der Hand . . .“

„Is auch wahr,“ eiferte die Cillerl. „Rein fürchtig wird's ei'm oft am helllichten Tag, ob nit epper gar schon der Ganggerl<sup>2)</sup> hinter ei'm steht. Und wann's nit der Pfarrer wär', ich saget ihm einmal ordentlich mei' Meinung — —“

Nun schwieg sie aber schnell still und schaute sich erschrocken um. Was ihr auch nur einfiel, so etwas so laut hinauszuschreien . . .

Der Hansl aber nahm sie bei der Hand und beruhigte sie lachend: „Dieweilen brauchst noch keine Angst nit z' haben, Cillerl. Der Herr Pfarrer steigt heut nit da 'rauf, und der Ganggerl steht auch nit hinter deiner. Und dann sein mir ja überhaupts unrer zwei. Wer braucht sich da fürchten?“

Die Cillerl war auch schon wieder beruhigt. Vorsichtshalber ließ sie aber ihre Hand einstweilen doch noch in der des Burschen ruhen, und so gingen sie zusammen ein Stückl weiter den Waldweg hinein.

„Weißt, wann man schon davon red't,“ begann der Hansl nach einer Weile wieder, „gar so arg wird's mit dem Teufel grad' auch nit sein. Da hätt' der viel z' tun, wann er einer jeden armen Seel' extra nachrennen möcht'. Und weit von uns muß er auch sein. Mein Aehnbl hat's selber noch g'hehn, wie dazumal vor langer, langer Zeit die halbe Bergseiten vom Lahnogel niederbrochen is. Und da, wo jetzt das tiefe Wasser, die schwarze Lacken, is, da hat man dazumal ein paar hundert Klaster in die Erden 'neinschaun können. Und hat nir nit g'hehn wie ein finstres Loch und vom höllischen Feuer, von dem der Pfarrer immer predigt, noch gar keine Spur. Das muß dir wohl noch viel, viel tiefer unten wo sein.“

Der Cillerl wurde es auf diese Rede doch wieder ängstlich zumute. Sie hielt die Hand des Burschen fest umklammert und schmiegte sich eng an ihn. So schritten sie weiter und weiter und kamen der „schwarzen Lacken“ immer näher. Und als sie endlich vor dem tiefgründigen Weiher standen, da war es Cilli, als sei das wahrhaftig der Eingang in die Unterwelt. Sie zog den Hansl auch nur schnell daran vorüber und weiter in den Wald hinein, wo man von dem schwarzgrünen Wasser nichts mehr sah. Dort ließ sie sich dann ganz atemlos ins Moos nieder, und weil sie doch den Hansl immer noch bei der Hand hielt, mußte der sich ebenfalls niederlassen.

<sup>1)</sup> Dröschel = Drossel.  
<sup>2)</sup> Ganggerl = Teufel.

Nun — ihm war's recht. Der Schnee war da lang schon weg, so war's ein gutes Zeichen, und im jungen Gras blühten schon allerhand Blumen, die riß er ab und flocht sie der Cilli ins Haar, und im Wald drinnen schlug wieder ein Dröschel, und keines der beiden jungen Menschentinder dachte daran, daß das alles nur „Teufelslockspeis“ sein sollte . . .

Die Cillerl fing aber doch wieder an. Ihr ängstlichstes Gesicht machte sie und fragte ganz geheimnisvoll: „Sag aufrichtig, Hansl, fürchtst du dich gar nie vorm Teufel?“

Da konnte denn der Hansl schon gar nichts anderes mehr tun, als sie zu sich heranziehen wie ein kleines dummes Kind, und sie trösten und ihr das blonde Köpferl streicheln und die roten Wangerln, daß die Cillerl nur ja von ihrer Angst befreit würde. Und als das noch nichts half, zog er sie noch näher an sich und schloß ihr den dummen Fragemund mit seinen Küßten. Und so vergaß die Cillerl in der stillen Waldeseinsamkeit nun endlich doch auf Gott und Teufel und auf alles, was um sie herum auf Erden war . . .

Eine Stunde später traten die beiden wieder aus dem Walde heraus. Scheu und vorsichtig wie ein paar Rehe, die sich auf den Aedern ein verbotenes Frühstück holen wollen. Und da sahen sie richtig von weitem den hochwürdigen Herrn Pfarrer durch die Felder schreiten.

„Geh nur grad' den Fußsteig heimzu,“ riet der Hansl. „Da begegenst ihm nit.“ Und er lispelte es so leise, als ob der Gestrenge schon in nächster Nähe und nicht eine Viertelstunde von ihnen entfernt gewesen wäre. „Ich mach' mich da durch den Jungwald davon. — Aber gelt, Cillerl, was d' versprochen hast, dabei bleibst's? Heut auf d' Nacht klopf' ich an dein Fensterl . . .“

Die Cilli hat einen roten Kopf und sagte nicht ja und nicht nein. Nur ein übermütiges Lächeln huschte über ihr Gesicht, und ganz drollig ernst fragte sie dabei: „Ja, fürchtst du dich denn wirklich nit vorm Teufel?“

Da zog sie der Bursch nochmals an sich. Der Herr Pfarrer konnte es ja nicht sehen, — die letzten Bäume standen als Schutz zwischen ihm und ihnen.

„Ich fürcht' mich nur, wann ich allein bin,“ lispelte er schmunzelnd. „Mußt halt dann 's Fensterl aufmachen und 's Köpferl außerstecken . . .“

„Ja grad,“ höhnte die Cillerl. „Wirst lang drauf warten können. Ein'n Buben, der sich fürcht't, den brouch' ich nit.“

Sie machte sich lachend los und lief davon. Und der Hansl sah ihr lachend nach und rief: „Dann fürcht' ich mich halt grad' justament nit! Und wann's zehntausend Teufel auf einmal wär'n!“

Zur Stunde, da beim Hühnbauernhofe zu Niederlahn der Hansl an das Kammerfenster der Cilli klopfte, lag das verliebte Paar von Oberlahn schon lang im Schlafe. Trotzdem aber der Toni und die Mannerl nur von Blumen und Vogeln und aller-

hand anderen Sachen, mit denen der Herrgott die Welt geschmückt, träumten, konnte der gute alte Herr Pfarrer Michael Gruber lange nicht die Ruhe finden. Ob wohl sein Fürnehmen geglückt war, durch



„Wann schon du dich nicht fürcht'st, Hansl, — ich hab' soviele Angst um dich . . .“

guten Zuspruch und den Hinweis auf ein trauriges Menschenjoch seine Weichkinder vor Aehnlichem zu bewahren? Ob es nicht doch besser gewesen wäre, ein Zusammentreffen der beiden zu vereiteln, statt es geradezu zu vermitteln? Und ob wohl die beiden, der Toni und die Mannerl, den tieferen Sinn seiner Worte erfasst hatten? Ob ihnen, wie er gehofft, die traurige Verlassenheit der Köstler-Dirn ans Herz gegriffen und ob — und ob — und ob — — Kein Ende konnte er finden mit lauter Denken und Zweifeln, und die Sterne standen schon hoch am Himmel, ehe er die sorgenvollen Augen zu kurzem unruhigen Schlummer schloß.

Da hatte es sein gestrenger Herr Amtsbruder in Niederlahn freilich besser. Der hatte seinen Weichkindern die Schrecken der Hölle so schwarz gemalt, daß es gewiß keinem jungen Dirndl in den Sinn kam, das Kammerfenster zu öffnen, den Buben, der da in stockfinsterner Nacht auf dem wackligen Holzstoß stand, um den Hals zu nehmen und ihm zuzulüftern: „Wann schon du dich nit fürcht'st, Hansl, — ich hab' so viel Angst um dich . . .“

Nein — so was gab's in Niederlahn nicht. Darum legte sich auch der gestrenge Herr Pfarrer nach dem anstrengenden Tagwerk früh zu Bette und schlief in dem beruhigenden Gefühle treuer Pflichterfüllung auch gar bald den tiefen traumlosen Schlaf des Gerechten.

### Wart gehalten.

Eine Erinnerung aus großer Zeit.

Von Franz Woas-Wiesbaden.

Anno 1870 war es, gegen Ende Juli.

Im Herrenhause des Rittergutes Nekin bei Wittenberge saß die Herrschaft nach der Abendtastel noch beieinander.

Alles war in gedrückter Stimmung, denn unter ihnen saß einer, der mußte morgen in aller Herrgottsfrühe hinaus in den Krieg. Er war von Wittenberge den letzten Tag noch einmal herausgekommen, um Abschied zu nehmen und um — dem Vater noch zwei Pferde aus dem Stalle zu nehmen.

„Der Scheckel lahm't ja jeden Augenblick,“ hatte der junge Offizier dem Vater gesagt; „mit dem komme ich nicht bis an die Grenze. Und der Schimmel? Von dem schießen mich die Franzosen gleich herunter.“

Dem alten Freiherrn war's gar nicht recht, aber er hatte sich doch dazu bequemt, dem Sohne den Fuchs und den Braunen mitzugeben.

„Aber bringe sie mir nur wieder!“ hatte er zum Sohne gesagt, „namentlich den Braunen.“ Und dabei hatte er dem Tier zärtlich derb den Hals geklopft, was sonst so gar nicht seine Art war. —

Wie sie jetzt auf der Veranda beisammensaßen, und keiner so recht etwas sagen wollte, knurrte der Alte vor sich hin: „Gern geb' ich ihn nicht . . .“ und das war wohl vornehmlich auf den Braunen gemeint. —

Die beiden Frauen, die dabei saßen, dachten ganz das gleiche, aber sie bezogen es sicherlich auf jemand



Alles war in gedrückter Stimmung, denn unter ihnen saß einer, der mußte morgen in den Krieg.

anders, — eben auf den jungen blühenden Menschen, der morgen weg mußte, hinaus ins Feld, vielleicht auf Nimmerwiederssehen . . .

Die Mutter saß neben ihm, und ab und zu faßte

sie ihn bei den Händen und sah ihm dann stumm, die Augen voller Tränen, ins Gesicht. Die andere aber sah etwas abseits; sie sah ihn nicht an, sie hielt die Augen in den Schoß gesenkt, und nur hie und da warf sie einmal einen scheuen Blick zu ihm hinüber, — hin und wieder aber auch einen Blick, der nichts weniger war als scheu, — in dem vielmehr ganze Himmel von Glück und Seligkeit lagen. Es durfte es ja niemand ahnen, — aber in dieser letzten Stunde waren sie miteinander einig geworden, und wenn er zurückkam, dann, dann . . . und sollte die ganze Welt darüber zugrunde gehen . . .

„Wenn ihr euch doch nichts mehr zu sagen wißt,“ knurrte der alte Freiherr, „dann ist's schon am besten, wir gehen zu Bett.“

Damit erhob er sich ungestüm; er schüttelte dem Sohne derb die Hand und ging ins Haus hinein. Die Mutter rückte jetzt ihrem Liebling um so näher, und manch liebes Wort kam noch über ihre Lippen; dann aber versagte auch ihr die Kraft; zusammen mit ihrer Gesellschafterin verließ auch sie die Veranda . . .

So war der junge Mann allein in dieser letzten, allerletzten Stunde. Lange noch stand er hier, in Sinnen verloren; dann machte er noch einen Gang durch den Park, und als er zurückkam und an dem einen eisenmispornenen Fenster im Turme noch Licht sah, da stand er lange, lange davor. Seine Brust hob und senkte sich, in seine Augen stiegen zum ersten Male Tränen, aber es waren mehr Tränen des Glückes und der Sehnsucht, als Tränen des Schmerzes . . .

\* \* \*

Die Sonne war eben über den Buchenkronen des Parks heraufgekommen, als am nächsten Morgen alles schon wieder in Bewegung war.

Die beiden Pferde standen sorgfältig gefüttert und gezäumt vor der Freitreppe. Der junge Herr brauchte nicht allein zu reiten; der Gutsverwalter ritt mit ihm; auch er zog ins Feld; er war als Unteroffizier der Reserve zum selben Dragonerregiment eingezogen, bei dem der junge Freiherr stand. Das war für Vater und Mutter ja bei alledem noch ein Trost gewesen; so wußten sie ihn in guter Hut — und die beiden Pferde dazu . . .

Der Gutsverwalter hatte nicht lange Abschied zu nehmen, er saß bereits im Sattel des Fuchses, da warf er dem Gesinde, das sich drüben an den Ställen und Scheunen zusammengefunden, noch mit der Hand einen kurzen Abschiedsgruß zu. Bei dem jungen Offizier dagegen dauerte das etwas länger. Der Vater freilich drückte dem Sohne nur je einen derben Kuß hastig auf die rechte und die linke Wange; die Mutter aber meinte schier, sich von dem Sohne nicht trennen zu können; immer wieder schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, laut dazu ausschluhzend.

„Nun aber ist es die höchste Zeit,“ mahnte der Alte, und drängte den Sohn mit Gewalt aufzusteigen. Ungebuldig scharren beide Pferde mit den

Hufen; sie wollten fort, als könnten sie es gar nicht erwarten . . .

Schon sind beide im Abreiten, da wendet sich die Mutter an den Verwalter, und voller Angst und Verzweiflung ruft sie ihm zu: „Volkmann, bringen Sie mir meinen Werner wieder!“



„Volkmann, bringen Sie mir meinen Werner wieder!“

„Das tue ich!“ erwiderte da der Verwalter, die Zähne fest aufeinandergebissen, mit bitterernstem Angesicht.

„Und den Braunen!“ ruft der alte Freiherr ihm noch nach, als sie schon wegsprengen, und jetzt kommen auch ihm die Tränen . . .

\* \* \*

Die Zeit verging. Anfangs hatte es so geschienen, als sollte der Krieg ein rasches Ende haben. Napoleon saß ja gefangen. Aber die Franzosen wehrten sich ohne ihn weiter. Der Winter war da, und noch immer Krieg! Die Schlachten wollten nicht aufhören. Und was für ein bitterer Winter war das! Bald war solch eine Kälte nicht gewesen; bald war so unermesslich viel Schnee nicht vom Himmel gekommen. Alle Wege und Stege waren verschneit. Was mußten die armen Soldaten da in Feindesland wohl leiden! Und die Pferde dazu. —

Am der Loire war bitter gekämpft worden. Behielten die Deutschen Orleans oder behielten sie es nicht? Monatlang ging es darum hin und her. Endlich besetzten die Deutschen wirklich die Stadt. Wie atmeten alle daheim auf, die da wußten, einer der Ihrigen war hier dabei gewesen!

Im Herrenhause zu Nezin war die Stimmung besser als je. Eingeschnit war man freilich. Nun, was tat's? Man fuhr eben im Schlitten, und lustig klang das Schellengeläute über die weißen, starren eisigen Flächen hinweg . . . Bei der Ruhe draußen konnte man es meilenweit vernehmen.

„Ich höre einen Schlitten,“ sagte der alte Freiherr. Er trat vom Teetisch weg und stellte sich an das Fenster, von dem aus er in den Hof und über das Tor hinweg beträchtlich ins Weite sehen konnte.

Schon hatten auch die Leute auf dem Hof den Schlitten bemerkt; es war einer von ihnen zugeprungen, um das Tor zu öffnen. Langsam tat es sich auf, und die beiden schweren Flügel versanken rechts und links tief im Schnee.

Ein Schlitten fuhr in den Hof, mit drei Pferden bespannt.

„Was soll denn das sein?“ fragte der Gutsherr.

Der Schlitten fuhr vor der Freitreppe vor. Ein Mann, der vorn neben dem Kutscher gesessen, stieg langsam und schwerfällig ab. Er sah beinahe aus wie ein Soldat; er war aber so verschneit, daß man ihn nicht deutlich erkennen konnte.

Im Schlitten selbst saß niemand, dagegen lag quer über dem Sitz ein großes ungefüges Etwas, das aber auch so mit Schnee bedeckt war, daß es nicht zu erkennen war.

Von seltsamen Ahnungen gepackt, waren auch die



„Ich bringe den jungen Herrn Baron wieder . . .“

Baronin und deren Gesellschafterin vom Tisch: aufgestanden.

Im Hausflur hörte man einen Mann herb mit den Füßen stampfen, um sich den Schnee davon abzuschütteln. Von allen Seiten war das Gesinde herzugekommen, Licht wurde gebracht.

Der Mann vom Schlitten stand in der offenen Haustür; er stand jetzt still und starr, als fielen es ihm schwer, weiter hereinzutreten.

„Der Herr Verwalter!“ sagte einer aus dem Gesinde, das sich herzugedrängt hatte, und gleich wurde es weitergegeben. „Der Verwalter ist wieder da!“ so schallte es von mehreren Stimmen zugleich durch

den Flur. Die Tür zum Speisezimmer öffnete sich, und die Gutsherrschaft erschien.

Noch immer verharrte der Mann an der Tür regungslos — in tiefem Schweigen. Auch alle anderen schwiegen jetzt, wie erstarrt, wie gelähmt von einem Schreck, von dem sie noch nichts Bestimmtes wußten, den sie nur ahnten . . .

Langsam trat da endlich der Freiherr auf den Mann zu, und jetzt nahm dieser die Mütze ab — es war wirklich der Verwalter.

„Was bringen Sie?“ fragte der Freiherr, und es war, als wollte er ihn damit in grober Weise anheersehen. Ehe der Mann aber noch antworten konnte, war die Baronin herzugestürzt. Sie sagte und fragte nichts, sie schaute nur verzweiflungsvoll drein, und in ihren entsetzten Augen stand dieselbe Frage: „Was bringen Sie?“

„Ich bringe,“ war die Antwort — heiser und hohl, als käme sie aus einem Grabe — „den jungen Herrn Baron wieder . . .“

Damit wies er durch die offene Tür in den Hof hinaus und auf den Schlitten. Hier hoben die Leute eben einen Sarg ab . . .

Tief erschüttert stand alles . . .

Der Braune aber, der als Dritter mit eingespannt war, wieherte laut, daß er wieder daheim war.

„. . . und den Braunen,“ fuhr der Verwalter mit ersticker Stimme fort, „wie ich es versprochen . . .“

### Das Kartenorakel.

Von A. Theinert.

„Aber denken Sie doch!“ beharrte der Leutnant. „Dreimal nacheinander haben die Karten gleich gelegen; da muß es ja eintreffen! — Die Coeurdame in der Mitte der obersten Reihe, rechts daneben der Treffkönig und links die Piksieben. — Das Schicksal will mir eine Heldin zur Frau bescheren, mir, dem Amazonen immer ein Greuel gewesen sind.“ Er seufzte.

Ich lachte ihn aus, er aber konnte sich nicht freimachen von dem Eindruck, den der Diabolspruch der Karten hinterlassen hatte. Der Aberglaube wurzelt tief in den Gemüthern der Slaven.

Den Leutnant Alexis Popoff hatte ich in Glatorinograd kennen gelernt und mich als Schlachtenbummler einer Expedition angeschlossen, in der jenem eine Rolle zugewiesen war.

An einem prächtigen Oktobernachmittage marschirten wir, der Leutnant, ich und fünfzehn Soldaten, im oberen Terekthale südwärts dem Hochgebirge zu. Der Sergeant der kleinen Truppe, ein Veteran mit dem Georgskreuz auf der Brust, ein Mann von herkulischem Körperbau, sang ein schwermüthiges Lied, in das nach jeder Strophe seine Leute mit langgezogenem „Ay-tuli-tuli“ einfielen. Die Schatten der Vorberge schwebten höher und höher von den breiten Flanken des Kasbet, dessen aus düstergrünem Waldmeer auftauchendes, schneebedecktes Gipfelmassiv, von der Sonne

noch voll bestrahlt, leuchtend und glitzernd sich abhob vom tiefblauen Hintergrunde des Himmelsgewölbes.

Die Bevölkerung eines Tscherkessenauls war wegen irgendeiner mißliebigen Regierungsmaßregel unbotmäßig geworden, und Popoffs Kompagnie sollte in dem rebellischen Distrikt die Ruhe wiederherstellen. Die Order des Leutnants lautete dahin, daß auf der Kammhöhe der nördlichen Hügelkette gelegene Haus des pensionierten Obersten Drscha zu besetzen und diesen, einen vielbegangenen Paß beherrschenden Posten gegen etwaige Angreifer solange zu halten, bis der Hauptmann mit dem Gros der Kompagnie einen geplanten Umgebungsmanöver ausgeführt haben würde.

Am Fuße des Abhanges machten wir halt. Popoff, erst jüngst nach dem Kaukasus versetzt, kannte die Gegend nicht, der Sergeant aber war gut orientiert, er hatte da herum in früheren Jahren schon in manchem Scharmügel mit den Tscherkessen sich herumgeschlagen.

„Wo weiter, Pavel?“ fragte ihn der Leutnant.

„Dort hinein, Euer Hochwohlgeboren,“ antwortete der Riese, auf einen Wegweisend, der aus dem Tannenwalde zu unserer Rechten in die große Heerstraße mündete.

„Komm und nimm die Führung!“

Der Sergeant gesellte sich zu uns beiden, die Mannschaft folgte in geschlossener Doppelreihe.

Zum Sprechen aufgefordert, wußte Pavel viel zu erzählen von Land und Leuten, von Razzias und Gefechten. Mit heller Begeisterung berichtete er von den Taten des Obersten Drscha, unter dem er gedient hatte, bis dieser durch eine schwere, die Amputation des linken Fußes im Gefolge habende Verwundung genötigt worden war, in den Ruhestand zu treten.

„Und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,“ plauderte der Sergeant weiter; „des Obersten Tochter, Warwara Petrowna, ist ein prächtiges Mädchen, groß und stark und kühn wie eine Löwin. Euer Hochwohlgeboren werden sie ja sehen heute abend. Eine Heldin ist sie, eine wahrhaftige Heldin.“

Der Leutnant und ich wechselten einen Blick. Sollten die Karten richtig prophezeit haben?

Halbstündiges Steigen brachte uns zu Oberst Drschas Besitzung. Auf einem etwa sechs Morgen großen, ins südliche Tal vorspringenden Plateau stand das einstöckige, aus Bruchsteinen erbaute weiße Haus mit flachem Schindeldache, inmitten von Rasenflächen, Blumenrabatten und Gemüsepflanzungen, das Ganze nach Norden zu durch eine von Abgrund zu Abgrund reichende, etwa vier Fuß hohe Mauer abgeschlossen. Einen Steinwurf vom Hause weg sprudelte aus dem Wiesenboden eine starke Quelle, deren kristallklares Wasser als murmelnder Bach dem Ostrande des Plateaus zueilte und von dort in einer Reihe von Kasernen plätschernd und rauschend in die Tiefe stürzte.

Die Pforte in der Grenzmauer stand offen, wir traten ein und schritten auf dem weichen Rasenteppich geräuschlos dem Hause zu.

Jenseits des Baches, mit dem Rücken uns zugekehrt, war eine zierliche, in Weiß gekleidete weibliche Gestalt, mit einem breitrandigen Strohhut auf blonden Locken, damit beschäftigt, einem sie umtrippelnden und ungeschwimmenden Taubenvolke Futter zu streuen. Ueberrascht wandte die junge Dame sich um, als unsere Tritte auf der kleinen, den Bach überspannenden Brücke laut wurden.

Der Leutnant salutierte. „Entschuldigen Sie den Ueberfall,“ sagte er. „Habe ich die Ehre, Fräulein Drscha zu begrüßen?“



Eine zierliche, in Weiß gekleidete Gestalt war damit beschäftigt, dem Taubenvolke Futter zu streuen.

„Nein. Warwara Petrowna ist meine Kusine. — Aber warum kommen die Soldaten zu uns?“

„Ihr Heim zu schützen, mein Fräulein. Den Tscherkessen im Tale da unten ist nicht zu trauen, sie haben Böses im Sinn.“

Gehen Sie, bitte, ins Haus; eine Rebellenhande kam jeden Augenblick aus dem Walde brechen zu einem Handstreich.“

Das Mädchen huschte davon, leichtfüßig wie eine Gazelle, und im Rahmen der Haustüre erschien eine andere junge Dame, eine brünette Schönheit, mit edel geschnittenem Gesicht und junonischer Figur. Mit selbstbewusster Ruhe kam sie uns entgegen und ließ sich, nach Austausch der formellen Begrüßung, von Popoff die Sachlage erklären. Ihr machte das Vernommene keine Angst, sie nickte nur, anscheinend sehr befriedigt, und winkte einen im Hintergrunde stehenden Diener heran.

„Peter,“ befahl sie, „führe die Soldaten in die Küche und sieh zu, daß ordentlich für sie gesorgt wird. Sie, meine Herren,“ sich Popoff und mir zuwendend, „bitte ich, mir zu folgen; dem Obersten, meinem Vater, wird es ein Vergnügen sein, unser Haus unter Ihr Kommando zu stellen, Herr Leutnant.“

Die letzte halbe Stunde des langsam schwindenden Tageslichtes benutzten wir zu allerlei Vorbereitungen: die ins Freie führenden Türen wurden bis auf eine verbarrikadiert, die weiten Fensteröffnungen mit Matrasen und Kissen in enge Schießscharten umgewandelt und an der das Plateau abschließenden Mauer ein Doppelposten aufgestellt.

Während des Nachtessens machte uns der Oberst mit der Genealogie seines Geschlechtes bekannt: er stammte in direkter Linie von dem Bojaren Drscha

ab, der unter Ivan dem Schrecklichen eine hervorragende Rolle gespielt hatte, und dessen Nachkommen bis zur Gegenwart immer Kriegsmänner, Soldaten des Zaren, gewesen waren. Die beiden Söhne des Obersten standen als Leutnants in Moskau; seine Frau war vor ein paar Jahren gestorben.

Als wir drei Herren bei Wein und Zigarren eine Weile allein beisammen saßen, erfuhr ich auch die Geschichte der niedlichen Blondine, die wir bei unserem Kommen am Bachufer überrascht hatten.

Sophia Seminowna oder Sonia, wie sie in der Familie genannt wurde, war eine Nichte des Obersten, die Tochter eines jüngeren Bruders, der in Petersburg als Gardeoffizier eine hübsche Soubrette geheiratet und infolgedessen den Abschied hatte nehmen müssen. Beim Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges war er als Freiwilliger in die Armee zurückgetreten und am Schiptapaß gefallen. Die junge Witwe hatte sich der Bühne wieder zugewendet und schlecht und recht für sich und ihre Tochter gesorgt, ohne die Verwandten ihres Mannes um

Unterstützung anzusprechen. Nach ein paar Jahren war auch sie gestorben, und die Waise von dem Obersten in sein kaukasisches Heim geholt worden. Dort wuchs sie auf wie eine schmieglame Birke unter wetterharten Tannen.

„Sonia ist ein gutes Kind, ich habe sie lieb wie meine eigene Tochter, aber eine Orscha ist sie nicht, in ihren Adern fließt Milch anstatt Blut,“ schloß der Oberst mit einem bedauernden Achselzucken.

Sobald wir ausgeruht hatten, gesellten wir uns zu den Damen im Salon. Eine Weile wurde geplaudert, dann forderte der Onkel seine Nichte auf, zu musizieren.

Mit hübscher, gut geschulter Stimme sang das Mädchen zwei jener melancholischen Lieder, die in den Steppen der Ukraine wurzeln, und spielte die Begleitung dazu auf der im Schoß gehaltenen Zither. Als sie eben ein drittes Lied beginnen wollte, huschte eine Maus durchs Zimmer.

Mit lautem Aufschrei ließ die Sängerin die Zither auf den Boden gleiten und sprang auf ihren Stuhl. Die am Kamin in träger Beschaulichkeit schnurrende Kaze spitzte die Ohren, die Maus aber verschwand hinter einer der langen Gardinen.

„Du Hasenfuß!“ schalt Barwara. „Wie kann man sich vor einer Maus fürchten! — Hier, Mijscha!“ Sie schüttelte die Gardine, die Maus fiel herunter und wurde von der Kaze erhascht.

„O Mijscha! — Du abscheuliche, grausame Mijscha!“ schluchzte Sonia, die jetzt das Mäuslein bemitleidete, vor dem sie eben erst eine solche Angst bekundet hatte.

„Hör auf, Mädchel!“ brummte der Onkel. „Du machst dich ja lächerlich vor unseren Gästen.“

Wie ein gescholtenes und schmolldendes Kind rannte die junge Dame aus dem Zimmer und ließ sich den ganzen Abend über nicht mehr blicken.

Die Nacht ging vorüber ohne Alarm, am Morgen aber waren wir zeitig auf den Beinen. Die Posten hatten bei Tagesgrauen Fischerkessen im Tale herumerschleichen sehen.

Das Orschasche Haus stand, wie schon erwähnt, auf einem mit schier senkrechten Felswänden ins Tal vorspringenden Plateau und konnte nur von der Seite, wo dieses an den Hügelkamm sich lehnte, angegriffen werden. An jedes der dorthin weisenden Fenster wurden zwei Soldaten postiert, der Leutnant und ich, mit Gewehren aus dem Waffenschranke des Obersten in den Händen, nahmen Stellung hinter der die Fronttüre sperrenden Barrikade.

Gegen zehn Uhr fiel der erste Schuß. Der Feind hatte die Passhöhe erklommen, sich jenseits der Gartenmauer am Waldrande eingemischt und unterhielt jetzt von dort aus ein unregelmäßiges Feuer. Eine halbe Stunde wurde hin und

her geschossen ohne ersichtliches Resultat. Beide Parteien hatten gute Deckung und gaben sich keine Blößen.

So kam die Zeit heran, in der man für gewohnt aus zweite Frühstück denkt, und auch unter den obwaltenden Umständen sollten wir's nicht missen. Gefolgt von zwei Mägden, die große Schüsseln und einen Stoß Teller trugen, erschienen die beiden Kuisinen in unserer Mitte und reichten den Verteidigern frisch gebratene, noch rauchende Hammelskotelette.

Gerade als Sonia einen gefüllten Teller neben einer Schießscharte aufstellen wollte, schlug dort eine Kugel durch und streifte ganz leicht den Handrücken der jungen Dame. Hell aufschreiend ließ sie den Teller fallen und wurde von der ihre kaltblütige Ruhe keinen Augenblick verlierenden Barwara hinausgeführt.



Mit hübscher Stimme sang das Mädchen zwei jener melancholischen Lieder.

Da zur Herrichtung der provisorischen Schießscharten allerlei leicht entzündliches Material Verwendung gefunden hatte, mußte mit der Möglichkeit eines Brandausbruches gerechnet werden, und Popoff hatte daher angeordnet, daß alles im Hause vorhandene Wasser in Eimer gefüllt und der Vorrat hinter unserer Schützenlinie aufgestellt werden sollte.

Es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht keine überflüssige gewesen.

Nach etlichen rasch hintereinander durch die gleiche Luke abgegebenen Schüssen fing ein dort eingebautes Postler Feuer, dessen Flammen sich nach außen verbreiteten und das überhängende Dach bedrohten.

Rasch entschlossen stieß Sergeant Pavel das brennende Zeug hinaus, sprang in die Oeffnung und machte sich mit den ihm gereichten Eimern an die Löscharbeit. Er wurde des Feuers Herr, stürzte aber, ehe er sich in Sicherheit bringen konnte, von einer Kugel getroffen, mit dumpfem Aufschlag von der Fensterbrüstung auf die Dielen herunter.

Wir trugen den Verwundeten in einen sicheren Winkel und betteten ihn dort auf eine Matratze. Die Kugel hatte die rechte Lunge durchbohrt; bei jedem gurgelnden Atemzuge quoll Blut über die Lippen des Mannes.

Auf den Lärm hin waren die beiden Damen wieder zu uns hereingekommen, die jüngere mit verbundener Hand. Neben dem Lager des unverkennbar Sterbenden niederknieend, brach sie in lautes Schluchzen aus; Warwara aber nahm das Gewehr des Sergeanten und stellte sich an den von diesem bisher behaupteten Posten.

Stauend und bewundernd schauten die Soldaten die Tochter des Obersten an, die das Gewehr handhabte wie ein Mann und mit keiner Wimper zuckte, wenn dicht neben ihr eine Kugel einschlug.

„Wasser! — Wasser!“ röchelte der Verwundete, aber Wasser war keins im Hause, der letzte Tropfen beim Feuerlöschen verbraucht worden. Ueber den offenen Platz zwischen Haus und Quelle zu laufen und aus dieser zu schöpfen, wäre für den, der das versucht hätte, wahrscheinlich sicherer Tod und das Opfer umsonst gebracht gewesen. Keiner der Soldaten wollte das Wagnis unternehmen; zu helfen war dem Sterbenden ja doch nicht mehr.

Da stand Sonia auf, und ehe wir's verhindern konnten, war sie draußen im Freien und mit einem Eimer auf dem Wege zur Quelle. Ein paar Kugeln fürchten den Rasen zu ihren Füßen, dann aber verstummte plötzlich das feindliche Geschützfeuer. Aus dem Walde heraus trat ein Tscherkesse, schwang sich auf die Gartenmauer und schwenkte ein weißes Tuch. Leutnant Popoff kommandierte: „Hahn in Ruh!“

„Das ist Arrack!“ rief Oberst Drischa; „den kenne ich. Ferraz, sein Vater, ist der Häuptling des rebellischen Kuls.“

Der Tscherkesse sprang in den Garten, und bei der Quelle trafen er und Sonia zusammen. Worte wurden gewechselt, die wir nicht verstehen konnten, dann schöpfte der Mann den Eimer voll und trug

ihn, dem Mädchen zur Seite schreitend, bis zum Hause. Hier nahm ihn Sonia, brachte das Wasser herein und labte den Verschmachtenden.

Arrack trat dicht an eines der Fenster und fragte: „Wer kommandiert hier?“

Der Leutnant zeigte sich in der Oeffnung und die beiden Männer salutierten.

„Der Heldensinn und der Opfermut der jungen Dame haben uns entwaffnet,“ erklärte der Tscherkesse; „dem Hause, in dem sie weilt, mag ich nicht länger als Angreifer gegenüberstehen. Im Tale da hinten treffen wir Feinde, mit denen wollen wir uns messen.“

Damit machte er kehrt, durchschritt den Garten und sprang über die Mauer. Er zog mit seinen Leuten ab, die Belagerung war aufgehoben.

Am Nachmittage hörten wir in der Ferne lebhaftes Geschützfeuer, und bei Anbruch der Nacht erschien auf der Felsbühne Popoffs Hauptmann mit seiner Truppe. Er kam zu uns herein und berichtete: „Nachdem in einem hitzigen Gefecht auf beiden Seiten etwa ein Duzend Leute kampfunfähig gemacht und Ferraz mit seinem Sohne gefangen



Dann schöpfte der Mann den Eimer voll und trug ihn, dem Mädchen zur Seite schreitend, dem Hause zu.

worden waren, haben die Tscherkessen die Waffen gestreckt und sich unterworfen.“ Vorläufig war die Ruhe in jener Gegend wiederhergestellt.

Die Kompagnie bivaktierte in Oberst Drischas Garten. Am Morgen wurden die mitgebrachten Leichen zweier in dem Schirmützel gefallener Soldaten im Walde begraben, zusammen mit dem Sergeanten, der noch vor Sonnenaufgang das Leben ausgehaucht hatte.

Nach Erfüllung dieser traurigen Pflicht marschierte

die Kompagnie ab mit den beiden als Geißeln behaltene Gefangenen in der Mitte, und ich schloß mich an. Von dem Obersten und seinen Damen verabschiedeten wir uns aufs herzlichste, versprechend, der dringenden Einladung folgen und bald einmal als friedliche Besucher wiederkommen zu wollen.

Ich kam nicht dazu, mein Versprechen einzulösen, aber ein Jahr später traf ich unerwartet mit Popoff in Tiflis zusammen auf einem vom Gouverneur gegebenen Ball.

Wir setzten uns auf einen Divan und plauderten über das am Fuße des Kasbek gemeinsam erlebte Abenteuer.

„Mir wird das immer eine sehr interessante Erinnerung bleiben,“ bemerkte ich.

„Für mich ist es mehr,“ lachte Popoff. „Ich bin im Sommer dort gewesen und habe mir meine Frau geholt.“

Ueberrascht schaute ich auf. „Da haben die Karten doch —“ begann ich.

„Wichtig orafelt,“ ergänzte er.

„Na, dann gratuliere ich. Barwara Petrowna ist eine Frau, auf die jeder Mann stolz sein darf.“

„So, so!“ schmunzelte er. — „Hm, es steht Ihnen frei, um diese Pallas Athene zu werben, sie ist noch zu haben. — Aha, da kommt ja meine Frau. — Sonia, du wirst doch unsern alten Kriegskameraden nicht vergessen haben?“

Er hat also doch eine Heldin geheiratet, der gute Popoff, und er ist glücklich mit ihr. Die andere Heldin, Barwara, die Amazone, hatte, als ich dem Kaukasus den Rücken kehrte, noch keinem Manne die Hand zum Ehebunde gereicht.

### Der Baron v. Zink.

Im Kirchzartener Thal, wo durch kornwogende Fluren und duftende Matten wie eine wilde Jungfrau die launische Dreifam hineinrauscht ins Weichbild der Stadt Freiburg, dieser Perle des Breisgaus, wo der Feldberg sein schneeschimmerndes Haupt erhebt und wie ein Vater seine Kinder die parallel mit dem Lauf der Dreifam nach Westen sich ziehenden Gebirgszüge überblickt — in dieser herrlichen, gottgesegneten Gegend lebte der Baron Zink, dessen Andenken ich diesen Aufsatz weihen möchte.

Dieser Baron rechtfertigte die Vorstellung, die man von einem solchen hat, keineswegs. Er war zwar ein ganz hübsch und normal gebauter Mann mit glänzend schwarzem Bart und dito Kopfsaar, hatte klug und treu in die Welt blickende Augen und vor allem einen sehr gravitätischen Gang. Also darin hätte er mit dem besten Freiherrn konkurrieren können. Allein seine gesellschaftliche Stellung entsprach keineswegs dem Wörtchen „von“, das er vor seinen Namen zu setzen berechtigt war. Er verfügte nicht über Haus und Hof, nicht über Schlösser und Kapitalien,

war im Gegenteil arm wie eine Kirchenmaus und verdiente sich seinen Unterhalt mit Wellennachen.

Diese Beschäftigung genierte ihn indessen nicht im mindesten; denn nach seiner gewiß korrekten Meinung schände die Arbeit, und sei es die geringste, den Menschen nicht, wohl aber das Nichtstun.

Unverdrossen und fleißig lag dieser Mann, dessen Vorfahren einst eine hervorragende Rolle in der Welt gespielt hatten, seiner schwierigen Arbeit ob. Man würde sich indessen irren, wenn man der Vermutung Raum gäbe, daß er von der Würde seines Adels nicht durchdrungen gewesen sei. Wenn er auch Werktags bei seinem Geschäft mit Zwilchhosen, Pechschuben, einem oft geflickten Wams und einem alten Filz bekleidet war, Sonntags konnte er es hinsichtlich der Kleidung mit jedem andern Baron aufnehmen. Da trug er im Sommer wie im Winter, eine blendend weiße Hose, sein gewichste Stiefeln, eine schwarze tadellos sitzende Weste und Jacke und einen schwarzen Hut von gefälliger Form. Über die Weste legte sich eine goldene Uhrkette, und an den Fingern blitzten zwei goldene, mit kostbaren Steinen besetzte Ringe, die einzigen Überbleibsel seines keineswegs großen Erbteiles, von denen er sich indessen um keinen Preis der Welt trennen hätte.

Sauber aber, wie außen, sah es auch drinnen in seinem Herzen aus. Er war trotz seiner Armut ein Edelmann im wahren Sinn des Wortes. Nie ging er in eine verrufene, gemeine Kneipe; denn das, sagte er, sei eines Edelmannes unwürdig. Nie hörte man ihn fluchen und toben, wie das andere Holz- und Wellennacher oft tun; nie kam ein Tropfen Schnaps über seine Lippen; nie erlaubte er sich dem weiblichen Geschlechte gegenüber eine Ungezogenheit. Mäßig, korrekt, untadelig in jeder Beziehung ging er durchs Leben, alles seiner hohen Abstammung, seinem Adel zuliebe, dem er keine Unehre machen wollte. „Das ist eines Barons v. Zink und eines edeln Herrn v. Neuburg, wie ich einer bin, unwürdig,“ entgegnete er jeder Verjuchung, die, gleichviel in welcher Gestalt, an ihn herantrat.

Und so, wie dieser Baron v. Zink, sollten wir alle sein. Wir alle sollten im Gedanken an unsere hohe Abkunft, an unser himmlisches Bürgerrecht uns jeder Gemeinheit fern halten. Keiner sollte von den Leidenschaften sich überwältigen lassen, weil das dem himmlischen Adel, dem wir angehören, zuwider ist; keiner sollte stehlen und betrügen, weil das mit unserem christlichen Adel sich nie verträgt, weil echter Adel nicht nimmt, sondern gibt. Nie und nimmer dürfen wir mit geheimen, Leib und Seele vergiftenden Sünden uns vertraut machen, nie im Essen und Trinken unsern Lebenszweck sehen, wenn wir uns unseres Christentums, unseres höheren Adels, unserer Bestimmung nicht unwürdig erweisen wollen.

Darin, daß er seine Begierden unterdrückt, seine Leidenschaften dämpft, den Geist Herr werden läßt über das Fleisch, darin besteht des Menschen Würde. Tut er es nicht, dann sinkt er von Stufe zu Stufe, erniedrigt sich bis zum Tier und noch darunter.

Halten wir's also mit dem Baron v. Zint! Bei jeder Verführung, jeder Anfechtung sagen wir wie er: „Das tu' ich nicht, das geht nicht, es ist eines Menschen, eines Christen unwürdig.“ Das Christentum verlangt Entfagung, es verlangt Liebe zu Gott und den Mitmenschen. Wer aber im rechten Sinne liebt, der kann nicht hassen, nicht stehlen, nicht betrügen. Die Sünde befleckt den Abel der Seele, und wer seinen Schild nicht rein hält, wird nie und nimmer eingehen zur ewigen Freude, die den Guten verheißt ist.



### Einer der Stillen im Lande.

Erzählung  
von Anton Schott.

Still und traumverloren liegt das Waldgebirge oder, wie die Leute sagen, der Wald, in der großen, weiten Welt, und still und sachte streicht die Zeit an ihm vorüber, gleich wie an der Wiege eines schlummern den Kindleins, um ihn nicht zu wecken und nicht aufzustören aus seinem sanften Dahinträumen.

Und still und traumverloren wandeln auch die Leute im Walde ihre mitunter recht einsamen und schmalen Lebenspfade, und selten tut eines von ihnen einen Schritt daneben. Ein holder Märchentraum spinn und schlingt sein Rosenhecke um die Wiege und um die Wege des jungen Erdwürmleins, und holder Märchentraum umfängt den Jüngling und die Jungfrau. Wie in einen blühenden und duftenden Hag treten sie in den Stand der Ehe und wandeln Hand in Hand ihrer Wege durch ihn, bis die Blüten verwelken und das Blattwerk im Todherbste des Lebens zur Erde sinket.

Wohl toben zuzeiten über Wald und Berggehänge mächtige Wetterstürme hin, Blitze zucken um Fels und Hütte, und der aus festem Urgesteine gefügte Gebirgswall scheint unter den wuchtigen Donnerschlägen bis in die Grundfesten zu erbeben, und es stürmen auch über manchen Lebenspfad solche oder ähnliche Wetter dahin; aber nachdem solche Mißzeit vorüber, ist die Luft nur desto reiner, sind die Höhen desto sonniger und die Täler desto grüner, und was gewesen, ragt wie ein Traum in den Traum. Die Stürme vermögen die Berge des Waldes nicht zu stürzen, die Thorer die Grundfesten des Gebirges nicht zu erschüttern und die Stürme des Lebens die allerwenigsten aus dem rechten Geleise zu drängen.

So leben die Waldleute neben- und miteinander dahin, so wandeln sie den Lebenspfad, bis der Ring

sich schließt und Ende und Anfang hart aneinander markten, und so träumen sie dahin wie von einem holden Märchen betan, bis der Traum ein Ende hat.

So Leute leben am ruhigsten und glücklichsten. Sie arbeiten und schaffen, weil die Arbeit des Menschen Lebenszweck ist, sie kümmern sich nicht um mehr, als was ihren kleinen Gesichtskreis berührt und streift, sie lieben ehrlich und hassen kräftig und lassen liegen, was ihnen zu schwer ist, und wenn manchen von ihnen auch die Leidenschaften rütteln und hin und wider biegen, wie die Stürme die mächtigen Baumriesen, so schwanken sie halt eine Weile hin und her, bis die Stürme nachlassen, und selten, äußerst selten bricht einer wurzweg ab, wie anderwärts gar mancher, wo Holz und Leute minder hart und zähe.

Es gibt aber auch im Walde wie auch hie und da anderwärts Leute, die man die Stillen im Lande nennt, nur daß ihrer im Walde mehr wachsen als in anderen Gegenden . . . . Wie solche sind und ausschauen? Warum sie also genannt werden? . . . Mein', du! Wer kann oftmals so in kurzen, treffenden Worten herausfagen, was sich nicht so ohne weiteres klipp und klar mit Worten ummarken läßt? Solche Leute schauen nicht rechts und nicht links, nicht über und nicht unter sich, haben mehr oder minder Eigenheiten, die man oftmals Schrüllen nennt, sehen im kleinsten Blümchen ein Wunder und im größten Wunder eine Tatsache, über die sie nicht hinaus und an der sie nicht vorbei können, grübeln über alles nach, was ihnen auf ihrem Lebenswege unter die Augen kommt und — träumen erst recht über Welt und Leben hinaus.

Manche von diesen hören sogar im Geträgze des Raben ein wohlklingend Lied, manche grübeln Geschichten und Sagen nach, die sich um das Leben der Ahnen geschlungen, wie immergrüner Efeu um das Gemäuer verfallener Trutzburgen, manche vertiefen sich in die Geheimnisse des Glaubens und der Ewigkeit, bis sie oftmals weder an noch aus finden, und manche wieder schauen und staunen an jedem Grashalme, an der Farbenpracht jedes Feihalters<sup>1)</sup> und an der Schönheit der ganzen Welt, wie man sie von den sonnigen Gehängen des Gebirges aus sehen und schauen kann. Solcher Leute Herz und Sinnen gleichen einem stillen, weltabgeschiedenen Gebirgssee, in dessen Wasser sich Himmel und Welt widerspiegeln, und dessen Tiefe gemeinlich als grundlos benannt wird.

Und so einer ist auch der Thomerl, der Tischler, dessen Häusel drüben am Weiherufer steht, auf einer Halbinsel, die weitmächtig hineinragt in die zumeist spiegelglatte Fläche des Weihers, der sich im Talgrunde vor undenklichen Zeiten gebildet.

Der Thomerl! Mein', du liebe Zeit! Der ist freilich so einer, und schon als Bub hat er so eine Ritz<sup>2)</sup> gehabt, so eine losende, traumselige. Ob sie ihm schon von Geburt aus angehaftet und eingewachsen, oder ob ihm nur der frühe Tod seiner

<sup>1)</sup> Schmetterling.

<sup>2)</sup> Eigenheit, Absonderlichkeit.

Eltern so zu Herzen gegangen und er das Losen und Inzichineingrübeln gewohnt? Wer weiß es, und . . . wer fragt auch darnach? Zur selben Zeit ist er gerade zum Kollertischler in die Lehre gekommen gewesen, und man hat es erklärlich und ganz in Ordnung gefunden, daß sich das Bübel den Tod seiner Eltern so hart zu Herzen genommen. Man hat ihn nicht frevel aufgestört aus seinem Dahinsinnen und seinem Trauern und ihn zu trösten versucht, so gut dies eben in so einem Falle geht. Er hat gearbeitet, was er zu arbeiten imstande gewesen, er hat alles schön und sauber gemacht, mitunter sauberer und zierlicher, als es der Meister eigentlich gewünscht, und man ist recht zufrieden gewesen mit ihm. Freilich: die Lit' ist ihm halt geblieben, aber die hat keins behindert und beirrt. Und erst viel später, als der Thomerl schon Geselle gewesen, hat man eines Tages gefunden, daß er ein ganz Stilller, ein . . . richtiger Träumer ist.

Anderes Geburisch<sup>1)</sup> ist in diesen Jahren gerade lauter Lust und Leben, lauter Frohnut und Freudseligkeit, lauter Gesang und Tanz und so weiter, und am Thomerl ist von alledem spottwenig zu merken gewesen. Er ist nicht unter das junge Geburisch gegangen, er hat nicht getanzt und vielleicht nur alle heiligen Zeiten einmal ein Liedlein vor sich hin getrallert; er hat an Wochentagen gearbeitet und ist an Sonn- und Feiertagen allein und einsam seiner eigenen Wege gegangen, die fernab gelegen von denen, die seine Altersgenossen gewandelt in jugendlichem Uebermute und in freudseligem Drängen der Jugend. Er ist in den Wäldern oben in den Berghängen herumgestreift, hat die stürzenden Bergbäche angestaunt, dem Singen der Vögel zugehört oder hat von den sonnigen Höhen aus die blaue-dämmernde Ferne betrachtet, die so sonnig und lockend hereingelugt in die stille Einsamkeit des Waldes, oder er hat sich in das Geschilfe des Weiserufers hingelegt, hat dem gleichmäßigen Klucksen und Platschen der Wellen und dem geheimnisvollen Raunen und Rauschen des Schilfes zugehört, hat das Glimmer des Lichtes auf den Wellen betrachtet, die gelben und weißen Wasserrosen und die anderen Blumen und auch mancherlei Geviehe, das dazwischen herumgetrochen, und hat nachher wieder einmal . . . Gras und Blumen möglichst so auf die Truhen und Kästen gemalt, wie er sie gesehen oder zu sehen gewohnt. Dem Kollertischler ist diese Schrulle des Gesellen anfänglich ganz umstürzlerisch vorgekommen, und er ist vor dem ersten Blumensträußchen, das dieser in solcher Neuweise auf eine Truhe gepast, gestanden wie ein heller Narr. Seit Truhen und Kästen bemalt werden, hat man Blumen und Blumensträuße so gemalt, wie er sie gemalt, und wie er es dem . . . verrückten Menschen als ehrlicher Meister gelehrt, und jetzt . . . past der so etwas zusammen! Aber schlecht macht sich die Geschichte nicht und im Grunde genommen: er soll in der Weise weiter pasten, wenn er gerade meint. Uebrigens

<sup>1)</sup> Sammelname für junges Gebülde.

kann es ja sein, daß er, der Meister, selbst einmal so von ungefähr so eine Lehre gegeben, denn sonst könnte der Geselle, der doch bei und von ihm das ehrsame Handwerk gelernt, niemals auf so einen Gedanken kommen. Ja, er soll nur weiter machen! Dumm schaut sich diese Neumode nicht an.

Und der Thomerl hat fürder die Blumen und Blumensträuße so gemalt, wie sie ihm am schönsten



Er soll in der Weise weiter pasten, wenn er gerade meint.

gedünkt, und er hat sogar selbst an der Form der Arbeiten allerhand Neuerungen versucht und zur Ausfüh- rung gebracht, die man anderswo und noch niemals zu Gesichte bekommen. Er ist daher seinen Wochenlohn ehrlich und richtig wert, und . . . was schert sich unter diesen Umständen ein Meister darum, ob der Geselle ein richtiger Bursch ist, wie sie der Brauch sind, oder ein Träumer und Sonderling?

Und der Thomerl ist weiter im Walde herumgestrichen und am Ufer des Weisers herumgelegen, hat gehorcht und geschaut an dem, was die Welt an kleinen Wundern um ihn her gezeigt und geboten, hat nach der Richtung gesonnen und gegrübelt und nach anderen auch, und hat sich mit der Zeit ein ganzes Spinnennetz von Ansichten zusammengereimt, die mitunter nach ganz verschiedenen Richtungen auseinanderstreben, mitunter auch hübsch ebenbüchlich nebeneinander dahinflaufen. Zufällig einmal aber hat er etwas von einer Poesie des Lebens gelesen, und daß diese so ein eigentümlich und handsam Ding wäre, das die Schönheit der Welt erst recht sehen und begreifen ließe, und das das leidige Menschenleben so umzugestalten vernöchte, wie etwa ein geschickter Gärtner ein ödes Stück Land in einen Garten verwandelt. Und das Ding hat ihm gefallen, zu denken und zu strubeln gegeben, und er hat sich dieses Ding in seinem Sinnen und Grübeln zusammen-

gereimt, wie es für einen Tischler taugt, und wie er es brauchen kann. Er hat sich in eine Art Märchenstimmung hineingesonnen, sieht alles von der Seite an, von der es den schönsten Anblick gewährt, vermeint in einem Paradiese zu leben, und das Weiberufer ist dessen Mittel. . . . Nein, noch ein schöner Plätzchen gäbe es, hat er sich nach und nach gedacht: das Fischerhäuschen auf der Weierhalbinsel. Ringsum platschen und plätschern die Wellen und glitzern die Wasser im Sonnenschein, ringsum rauscht und flüstert es im Schilf und Rohre, und in den mächtigen Linden, die ihre Kronen wie ein schirmend Dach über das Häuschen breiten, lispelt und säuselt der Wind und summen die Zimmen.

Er ist manchmal vorbeigegangen und hat so sehnsüchtig und neidig geschaut an dem alten, wurmfischnigen Häuschen, und einmal ist die Fischerwitib auf dem Gredbänkchen gesessen, ganz einsam und allein, und hat ihn angerebet und zum Hinsitzen eingeladen. Jede Rede<sup>1)</sup> ist einer Gegenrede wert und jedes Geheiß eines Bescheides, und er hat sich hingesezt zu ihr auf das Gredbänkchen, hat die schöne Zeit gelobt und ihre Klagen über den Witibenstand angehört. Geht halt keinem wie geschliffen, und auch eine junge Witib kann Sorg' und Kümmernisse haben. . . . Er ist den folgenden Sonntagnachmittag wieder am Weiberufer herumgestreift und herumgelegen, und die Fischerwitib ist nachher wieder auf dem Gredbänkchen gesessen und hat ihn angerebet und zu kurzer Raft eingeladen, und . . . gegen den Herbst hin hat sich's einmal geschickt, daß sie all' beide verabredet, gemeinsam durch dieses Erdenleben pilgern zu wollen, und so ein drei Wochen nachher ist Hochzeit gewesen.

Der Kollertischler hat einen Gefellen verloren, und das Fischerhäuschen hat einen Herrn und allmählich einen andern Namen bekommen; der Thomerl hat die Tischlerei auf eigene Faust angefangen und sich im Häuschen ein Stübel als Werkstatt hergerichtet, und Herbst und Winter sind nur so im Fluge vorbeigehuscht an dem Häuschen. Aber wie es allmählich Auswärts<sup>1)</sup> geworden ist, hat es den Thomerl manchmal wie mit Stricken hinuntergezogen zum Weiberufer, und ein paar Sonntagnachmittage hat er dort wieder in der alten Weise verträumt. Aber es ist ihm vorgekommen, als wenn die Wellen greller glitzerten und melodischer ans Ufer platschten, wie wenn die Blümchen schöner blühten und das Schilf anheimelnder rauschte, nachdem er auf eigenem Grund und Boden liegt und ruht. Ist jedoch lediglich eine Täuschung gewesen und tauber Wahn für ein Zeitlein. Sein Eheweib hat ihm nach und nach rundweg heraus erklärt, solch müßig Herumlungern schickte sich nicht für einen verheirateten Christenmenschen.

Dem Thomerl hat dieselbe Rede gedünkt, als wäre es so, wie wenn er bislang im Traume über lauter blumenüberfüete Gesilde dahingewandelt, und die Rede rüttelte ihn auf aus diesem Traume und brachte ihm zur Erkenntnis, daß er eigentlich auf herblich-öder Flur stünde. Er hat nichts gesagt dazu, hat

sich in den Stand eines verheirateten Christenmenschen gefügt, ist nimmer draußen herumgelungert, sondern hat sich auch nach Feierabend und an freien Nachmittagen in die Werkstatt gesetzt und dort allerhand Zeichnungen gemacht über Einfälle, die ihm gerade einmal gekommen. Hat es aber auch nicht getroffen mit solchem Tun, denn sein Eheweib hat keine Ahnung von einer Zeichnung und kann nicht begreifen, was das Getrauel mit der ehrsamem Tischlerei zu tun haben könnte.

Da ist ihm geworden wie einem Vogel, der Zeit seines Lebens in der Freiheit der schönen Gotteswelt aufgewachsen, der nach Gelüsten herumgestattert in Wald und Flur und sich nun abscheulich verfliegen in ein enges Bauer. Ueberall starren ihm die Stäbe entgegen, das Türchen ist zu und geht nimmer auf, und wohin er sich wendet, und wie er sich dreht, überall stoßt und prallt er an, und es gibt kein Zurück mehr in die schöne, sonnigoldige Freiheit.

Eine Zagheit und Mutlosigkeit hat sich seiner bemächtigt, und sein Sinnen und Sehnen hat angestangen, sich neue Ziele und neue Wege zu suchen. Es ist auf eine Fährte gestofen, auf der die Kunst manchmal wandelt, und hat diese Fährte verfolgt, so gut es dies vermocht. Und er hat mit der Zeit gefunden, daß sich hart neben dieser Fährte auch eine



Und die Fischerwitib hat ihn angerebet.

Spur hinschlängelt, auf der das zuzeiten dahinschleicht, was er seine Poesie des Lebens getauft.

Er hat ferner gearbeitet und gesonnen, hat sein Weib über seine Lizen<sup>1)</sup> murren und greinen lassen

<sup>1)</sup> Frühling.

<sup>1)</sup> Eigenheiten.

und dazwischen manchmal gegrübelt, wie es wohl wäre, wenn er heimlich den Flug suchte und wagte, der ihn aus diesem Käfig in die frühere Freiheit führte. Frühere Freiheit! Unsinn! Die findet und erreicht er nimmer, wendet er sich so oder so; das Wort, das er vor dem Altare gegeben, muß er halten, und das Kreuz, das er sich in seiner Achlosigkeit und . . . Dummheit auf den Rücken geladen, muß er tragen. Dawider gibt es nichts, und dawider ist kein Kraut gewachsen. Eingefangen ist eingefangen, und darüber hilft kein Grübeln hinaus und kein Fluchtplanen.

Da hat es sich einmal geschickt, daß der Pfarrer in der Kirche geredet, der Hochaltar wäre unter dem Zahne der Zeit schon morsch und schlecht geworden, und es wäre an der Zeit, einen neuen an seine Stelle zu setzen; die Pfarrkinder sollten durch milde Gaben die Anschaffung und Aufstellung eines neuen ermöglichen.

Ein neuer Hochaltar! Wer den wohl machen wird? Einer muß ihn machen und . . . Hölleurell! Das wäre so eine Arbeit für ihn.

Er ist zum Pfarrer gegangen und hat nachgefragt, ob er diese Arbeit wohl bekommen könnte.

Arbeit! Ja, wäre ganz schön und recht, wenn so eine Sache in der Gemeinde hergestellt und gearbeitet werden könnte, und auch das Geld bliebe in der Gemeinde, aber . . . so eine Arbeit ist eigentlich eine Kunst, die nicht jeder kann, und wenn schon etwas gemacht werden soll, soll es so schön als möglich sein.

All' das wisse er wohl, hat der Thomerl gemeint, aber . . . er tät' und möchte es wagen.

So sollt' er halt einmal so etwas wie einen Plan ausarbeiten und vorlegen, an dem man sehen und beurteilen könne, wie die Geschichte ausfallen und werden solle. Nachher wäre schon zu reden darüber, und . . . es würde ihn freuen, wenn die Arbeit im Pfarrorte selbst gemacht werden könnte.

Mit diesem Bescheide ist der Thomerl heim und hat gesonnen an einem Plane.

Die Kirche ist im romanischen Stil erbaut, und da taugt also von vornherein kein gotischer Hochaltar; das ist schon einmal etwas ganz Gewisses. Also romanisch! Nein, da ist ein wuchtiger, altdeutscher Aufbau mit Würfelkapitälern und was daran und dazu gehört noch schöner und wirkungsvoller für eine Kirche auf deutschem Boden. Also macht er den Plan so.

Und er hat zu zeichnen angefangen, hat den ganzen Nachmittag gezeichnet und gesonnen, und wie der grobe Aufriß fertig gewesen, hat er ihm . . . nicht zugesagt. Die Sache sollt' etwas Schönes, Wirkungsvolles und einem Throne des Höchsten Würdiges werden, und . . . es scheint nicht so werden zu wollen.

Die halbe Nacht über hat er gesonnen und gestrubbelt, und die folgenden Tage hat er oftmals in wähernder Arbeit angefangen zu zeichnen und irgendeinen Entwurf, der ihm gerade eingefallen, zu skizzieren, und sein Weib hat gegreint und gescholten, daß solches keine Arbeit wäre, und der Mensch nur

von der Arbeit leben könne, nicht aber von solchen Schnacksen und Dummheiten. Aber er hat nicht aufgemerkt und fortgegrübelt, und endlich ist ihm doch einmal ein Plan eingefallen, der ihn das Schönste und Würdigste dachte für einen Hochaltar. Er hat den ersten Aufriß genommen, den im altdeutschen Stile gehaltenen, und ist zum Pfarrer gegangen damit. Jetzt hätt' er einen Plan, aber der wäre nicht so ohne weiteres aufs Papier zu bringen von einem Tischler. So und so sollte die Geschichte werden.

Hinter einer wuchtigen Mensa, hübsch weit im Hintergrunde, drückte sich der altdeutsche Aufbau, den er da ausgerissen, hart an die Rückwand und gebe mit seiner sehr dunklen Beize einen Hintergrund für das, was er nicht zeichnen könne. Auf der Mensa aber wölbte sich ein Teil der Erdkugel, und darauf stünden frei das Kreuz mit dem Welterlöser und rechts und links davon die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, und der eine zeigte mit erhobener Hand auf das Kreuz und den Erlöser . . . So dächte er sich die Sache. Den Aufbau und die Mensa machte er, die Figuren aber müßte ein Bildhauer hübsch gegen Lebensgröße machen.

Der Pfarrer hat lange Weile gesonnen an dem Plane und den Reden und sich gemüht, sich die Sache richtig vorzustellen, und als er dies zustande gebracht, hat er beifällig zu nicken angefangen. Wär' ein ganz eigenartiger und guter Plan und . . . es müßte sich wunder schön machen. Mensa und rückwärtigen Aufbau dürfte er, der Thomerl, als guter Tischler schon zusammenbringen, und die Figuren müßten so wie so bei einem Bildhauer bestellt werden; so bliebe man bei diesem Entwurfe, und es könnte bald angefangen werden, damit der Altar bis zum Kirchenfeste fertig wäre.

Dem Thomerl ist gewesen, als wüchse er bei dieser Rede um die Hälfte seiner hübsch knapp geratenen Körperlänge, und eine Freude hat sich in sein Herz genistet, größer wie . . . wie wer weiß was. Er macht den Hochaltar! Er hat ein schönes Ziel vor sich und . . . nach hundert und zweihundert Jahren noch werden sie reden von ihm und seinem Meisterwerke: der Thomerl, der kleine Tischlerthomerl, hat das große, schöne Werk hergestellt.

In aller Eile arbeitet er weg, was an dringender Arbeit da ist, und dann macht er sich an den Altar. Die aufgehende Sonne findet ihn schon in der Werkstatt, und die untergehende sieht ihn noch alleweil schaffen und werken, und bald darauf nimmt er sich sogar einen Gefellen, damit das Werk ja zur Zeit fertiggestellt sein könne. Sein Weib redet ihm oft zu Gehör, sie wähne, daß er noch vor dem Altare fertig werden würde, fix und fertig bis aufs Leimen, ein gemachter Narr, aber er bückt sich nimmer darum und arbeitet fort.

Stück um Stück und Teil um Teil wird fertig, und vierzehn Tage vor dem Kirchenfeste steht der Altar aufgestellt und fertig gestrichen in der Kirche, und auch die Figuren sind da und werden aufgestellt.

Aber wie ein wuchtiger Felsblock legt sich die Enttäuschung auf das Herz und das Sinnen des Thomerks, als er den Altar so betrachtet und damit das Bild vergleicht, das er sich in seinem Kopfe davon zurechtgefunden. Stumpf, schwerfällig und düster steht die Geschichte dort, und selbst der Pfarrer meint,



Ein gebrochenes Jauchzen aus seiner Brust . . . und dann sinkt er tot zusammen.

man hätte sich doch für einen andern Plan entscheiden sollen.

Licht! Licht brauchte das Werk, um Leben in die Gruppe zu bringen, und . . . woher dies nehmen?

Mit einem tiefen Seufzer verläßt er die Kirche und streicht ziel- und planlos durch die Fluren und durch die Gehänge des Waldes, bis der Abend dunkelt, und immer schwebt ihm der Altar vor, wie er sich ihn gedacht, und immer steht er daneben den, den er gefertigt. Licht! Nur eine feste Hand voll Licht!

Am andern Morgen aber kommt ihm etwas in die Augen, das ihm einen Weg zeigt.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne fallen auf ein kleines Handspiegelchen, das der Geselle in der Werkstatt aufgehängt, und sie prallen zurück an dem Glase und erhellen hinten im Ofenwinkel einen ganzen Fleck.

Eine Weile schaut, sinnt und reimt er im stillen, und dann richtet er sich zusammen und wandert in die Stadt. Dort fragt er herum, bis er einen gefunden, der Spiegel zu verkaufen hat, und der ihm zwei große Hohlspiegel anrät für diesen Zweck . . . Also, der soll solche machen und hinausbringen.

Ein paar Tage später ist der Mann mit den Hohlspiegeln zur Stelle. Der eine Spiegel wird hoch oben im Gewölbe befestigt, nachdem der andere am Kirchenfenster angebracht worden, und die Sache gelingt. Die Strahlen der Sonne prallen an einen

ab, streben schnurgerade dem andern zu, und dieser wieder wirft sie auf die Figurengruppe auf dem Altare.

Wie ein Strahl aus Himmelsböhn flutet das Licht über die Gruppe, umglänzt das Bild des sterbenden Welterlösers in wunderbarer Fülle, bringt Leben in die Gruppe, und es ist schier, als hörte man den einen der beiden Apostelküssen, der mit der Hand nach dem Kreuze deutet, sagen: dieser ist das Licht, das Leben und die Wahrheit.

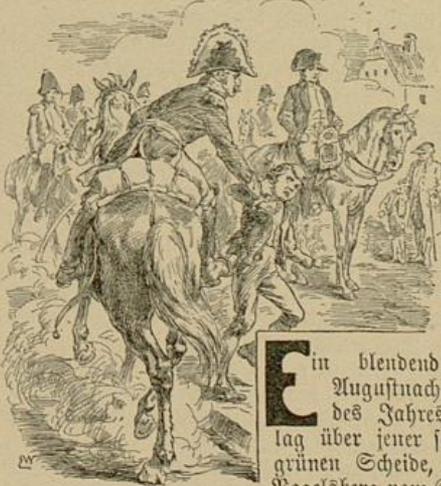
Wie aus Stein gemeißelt steht der Thomerl inmitten der Kirche und schaut und schaut und kann kein Auge verwenden von dem schönen, gewaltigen Werke, daß sich jetzt schöner und prächtiger zeigt, als er es geträumt. Er hört nicht das Wundern und Staunen der andern, nicht Lob und Beifall, die dem Meister gelten, und nicht dies und jenes. Er schaut nur und schaut an seinem Werke und dessen Schöne, und dann zwängt sich plötzlich ein heiseres Gröhlen, ein gebrochenes Jauchzen aus seiner Brust und aus seinem Munde, und dann sinkt er . . . tot zusammen.

Ein kleiner Mensch mag ein kleines Herz haben, und ein solches kann eine derartig große Freude nicht fassen und halten; es zerspringt vor dem Uebermaße . . .

Das ist die Geschichte des kleinen Thomerks, eines — Sonderlings, der so ein großes Werk erfunden und geschaffen.

## Die Kosaken.

Von L. vom Vogelsberg.



**E**in blendend heller Augustnachmittag des Jahres 1813 lag über jener schmalen grünen Scheide, die den Vogelsberg vom Spessart

trennt. Die grünen Kinzigalwiesen lagen in smaragdener Hochsommerpracht, umrahmt von dem schweigenden dunkeln Kranz jener herrlichen Bergwälder, in denen heute noch der wilde Räger mit seinem gespenstischen Heer sein verfluchtes Dasein fristen soll.

Hellgrau und schmal zog sich die Heerstraße von Frankfurt herauf durch das lustige Grün. Indes, sie fand keine freundlichen Gesichter auf ihrem Weg,

totenstill lagen die Dörfer und Städte. Und zeigte sich einmal ein Mensch, dann machte er ein finstres, bedrücktes Gesicht und suchte so bald wie möglich unter Dach zu kommen.

Es war eine arge Zeit. Der Franzosenkaiser wollte wieder von Westen kommen, um das verlorene Spiel wieder zu gewinnen. . .

Schon waren Truppen durchgezogen, Tag und Nacht. Prinz Soubise, ein paar alte Heerführer; sie hielten musterhafte Ordnung, und nichts war weiter vorgekommen.

Da ritt an eben diesem Augustnachmittag, so um die sechste Abendstunde, ein kleiner Reitertrupp in die bis vor kurzem freie Reichsstadt Gelnhausen ein. Ihm folgte auf dem Fuß das gesamte Kürassierregiment Quimper.

In der Mitte des zuerst eingetroffenen Trupps befand sich ein kleiner unterseßter Mann von ziemlicher Körperfülle. Er ritt ein wenig ansehnliches Pferd und auch seine Kleidung — die eines französischen Generals — war recht verschabt und dürrig. Neben ihm trabte ein alter schnauzbärtiger Marschall, der die rasch zusammengelaufenen Neugierigen mit grimmigen Blicken musterte.

Dieser Alte war der Marschall Coulaincourt und der Kleine, Dicke neben ihm Napoleon I.

Auf dem Marktplatz hielt der Reitertrupp, der Kaiser in der Mitte, in kurzen abgehackten Sätzen auf seine Begleitung einsprechend. Zuletzt wandte er sich an den Marschall Coulaincourt. Der legte die Hand an den Hut und ritt alsbald auf die Neugierigen zu, die vor dem ruppigen Neußern des alten Degens schnelligst Reißaus nahmen.

Aber das hatte der General offenbar nicht beachtet, denn er hielt an und schrie, indem er heftig mit den Armen gestikulirte: „Heda, gardez, bleib Sie stehen — sag' Sie mir — sacre diable, so war! Sie doch!“

Er erwischte endlich einen halbwüchsigen Bub an Kragen; der begann aus Leibeskräften zu brüllen und verzerrte das Gesicht, als solle er gehängt werden.

Der Alte zauselte ihn wütend hin und her.

„Halt Sie sein Maul, mouton — voilà, hier ein Goldstück — und sag' Sie mir: où est monsieur le bourgmestre?“

Der Bub hielt in seinem Jammern inne und sah zweifelnd bald auf den alten Urian, bald auf den blinkenden Napoleondor, während ihm noch die hellen Tränenkugeln auf den Backen standen.

„Was?“ fragte er endlich ein wenig trotzig, griff aber gleichzeitig nach der Münze, die ihm der General auch willig überließ.

„Der bourgmestre — non, le maire — ah, maudit — der Bir — gâr — meistâr!“

„Der Bürgermeister?“ Und der Bub gab eine umständliche Beschreibung der Wohnung des Orts-gewaltigen.

Doch Coulaincourt schüttelte den Kopf. „Non, non — holen ihn — und noch mehr von diese

monnaie bekommen!“ Dabei ließ er den Rock fragen des Buben los, der schnelligst in die goldene Freiheit auf und davon rannte.

Ob er nun wirklich sich seines Auftrages, den Bürgermeister zu holen, entledigt hatte oder nicht, kurz, dieser erschien nach einer kurzen Weile wirklich auf dem Platz. Auf eine Bemerkung des Marschalls hin ritt der Kaiser sofort auf ihn zu und musterte ihn mit seinen kleinen stehenden Augen.

Es war ein holperiges Zwiegespräch, das der deutsche Bürgermeister mit dem Korfen führte; aber schließlich kam's doch so weit heraus: Seine Majestät wollte hier übernachten. Da indes Allerhöchstseine Truppen der Stadt schon beim Rückzug aus Rußland übel mitgespielt hatten, so war die Auswahl unter den quartiersfähigen Häusern sehr gering. Man einigte sich schließlich auf den Ansburger Hof, und Napoleon bezog dort mit seiner Suite Quartier. Zum letztenmal in der alten Barbarossastadt.

Das Kürassierregiment Quimper, das mittlerweile eingetroffen war, wurde ebenfalls einquartiert. Und mit scheuen Gesichtern und geballten Fäusten gingen die Bürger herum und fluchten dem, dessen Schlaf sie zu hüten hatten. Nicht lange, denn kaum graute der Tag, da ritt der Kaiser, gefolgt von seinen Reitern, durch das östliche Tor von dannen — seinem Schicksal entgegen. . .

Sommer und Herbst vergingen, und schon nahte der Oktober seinem Ende. Im Kinzigthal begann man den Wein einzubeimsen, nicht unter lauter Fröhlichkeit wie sonst. Ein Alp lag über allen, eine Spannung, durch die nur mühsam ein matter Hoffnungsschimmer drang.

In einer der alten Weinkneipen in der Nähe des Rupertertors ging's am Abend des 27. Oktober etwas lebhafter zu. Um die blankgebohten Tische in der niedrigen verräucherten Stube saß eine ganze Anzahl Bürger und debattirte lebhaft über einen scheinbar sehr wichtigen Gegenstand. Und wieder und wieder fielen die paar Worte: Schlacht bei Leipzig — Napoleon geschlagen. . .

Ein Postreiter war über Mittag durchgekommen und hatte die erste dunkle Kunde gebracht. Viel mußte er nicht; daß sich der ganze französische Heerhaufe ordnungslos und planlos die Heerstraße nach Frankfurt herunterwälze und daß die Bayern unter Brede von Südoften heranzögen.

„Gott gnade uns!“ sagte einer mit bleichem Gesicht und setzte das Glas ab, als habe er einen üblen Trunk getan. Und die anderen nickten trüb dazu.

„Vielleicht faßt sie der Brede im Wirtheimer Kessel!“ meinte ein zweiter. „Wenn er zur rechten Zeit kommt, dann kann keine Maus mehr durch!“

„Ja, wenn . . .“ seufzte der erste wieder, und strich sich über das bleiche Gesicht. „Und wenn nicht . . .“

Der Lärm verstummte. Ja, dann war die Stadt in des Teufels Hand. . .

Ein Lachen ging plötzlich durch die Stille, frisch

und zuversichtlich. Entrüstet wandten sich ein paar Gesichter danach um. Da saß ein junger Bauernbursch, rank und schlant wie ein Eichbaum, mit frischem roten Gesicht und fröhlichen Augen.

„Warum lachst du so dumm, Peter Hergenbahn?“ fragte der Ratsherr Hans Zwirbel scharf. „Seht's bei euch in Selbold drunten so gut?“

Der Bauer ließ sich nicht beirren. „Warum sollt's nicht gut gehen alleweil noch? Zum Kopfhängen bleibt immer noch Zeit! Nur eins möcht' ich euch fragen, Leut': warum hockt ihr hier und helfst nicht dem Brede ein bißchen?“

Die Leute guckten sich verdutzt an. „Sag, wie meinst du das?“ fragte endlich der Ratsherr zögernd.

„Ich mein' halt, ihr könntet's machen wie die Tiroler damals! Kommt der Brede nicht zurecht nach Wirthheim, dann könnt ihr doch einstweilen dort sein!“

Der Ratsherr sah den Burschen an mit einem Blick, in dem ein geradezu vernichtendes Urtheil lag.

„Das ist die Weisheit dummer Bauern!“ sagte er endlich grob. „Für die paar Sanskulotten, die wir dort umbringen, legen sie uns nachher die ganze Stadt um! Macht's uns vor in Selbold, — wenn's geht, machen wir's nach!“

„Meinetwegen, Sevatter Zwirbel!“ meinte Peter Hergenbahn achselzuckend. „Im übrigen liegt Gelnhausen näher zum Wirthheimer Kessel als Selbold!“

Er trank sein Glas leer, stieß es hart auf den Tisch, warf ein paar Münzen hin und ging. Die andern blieben einfüßig sitzen; der Vorschlag schien ihnen nicht schlecht, aber sein Ausgang mehr als zweifelhaft. So gingen sie einer nach dem andern mit bedrückten Mienen.

Am anderen Tag kam die wahrhaftige Kunde: Napoleons Heer war nur noch ein Trümmerhaufen. Und diese Trümmer wälzten sich jetzt in panikartiger Flucht dem Rhein entgegen, in dem offenen Land hausend wie vor Jahrhunderten die Hunnen. Hinter ihnen her die Preußen, Russen und Oesterreicher. Endlos lange Züge von Verwundeten drängten sich schon im Laufe des Vormittags durch die Stadt, nach dem Main zu. Manch einer blieb, um mitzunehmen, was nicht niet- und nagelfest war. Aber auch mancher verhauchte unter den Händen der erbitterten Bürger sein Leben.

Um die Mittagstunde brauste der erste bewaffnete Haufe herein und fiel wie ein Heer Wölfe über die wehrlose Stadt. Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges schien wieder angebrochen. In den Arnburger Hof, da, wo der Kaiser vor wenigen Wochen übernachtet hatte, stürmte ein Trupp zerlumpter Marodeure, vorbei an Peter Hergenbahn, der gelassen, die Hände in den Hosentaschen, dem wüsten Treiben zusah. Was irgend des Mitnehmens wert war, wurde mitgenommen. An die weißen Bandeliere banden sie den Plunder, um die Gürtel der Patronaschen, daß die ganze Rotte ausfah wie ein Haufen Lumpensammler.

Dem Peter Hergenbahn prickelte es in den mäch-

tigen Bauernäusten, als er das mitansehen mußte. Breitbeinig stellte er sich vor das Einfahrtstor und sah dem Führer der Bande, einem wüßt verhaunenen Korporal, herausfordernd in das schnauzbärtige Gesicht. Es freute ihn jetzt doppelt, daß es ihm damals gelungen war, sich der Rekrutenkontribuirung für den Zug nach Rußland durch rechtzeitige Flucht zu entziehen.

Der Franzmann guckte ihm giftig in das gesunde frische Bauerngesicht.

„Filou!“ geiferte er erboßt. „Scher dich fort!“

Peter Hergenbahn nickte ihm freundlich zu, und da er sich mit dem lebenswürdigen Ratgeber zufällig allein in der menschenleeren Straße befand, verabschiedete er ihm eine so kräftige Ohrfeige, daß der Korporal sich dreimal überschlug und das geraubte Gut wie die Schellen eines Hanswursts mit Klappern um ihn herumflogen. Und ehe er sich noch von seiner totalen Ueberraschung einigermaßen erholt hatte, war der handfeste Bauer schon längst mit Lachen verschwunden.

So schnell ihn seine langen Beine trugen, war Peter Hergenbahn in die untere Stadt hinuntergelaufen. Da hörte er plötzlich heftiges Gewehrfeuer. Es mußte von weit drüben herkommen, von der anderen Seite des Tales. Er dachte, daß das wohl die inzwischen herangekommenen Bayern sein müßten, die im Vordringen begriffen waren, denn immer mehr flüchtende Franzosen erfüllten die Stadt, trotz ihrer Eile immer noch eifrig bestrebt, alles mitzunehmen, was sich mitnehmen ließ. Um den jungen Bauern kümmerten sie sich nicht viel; sie hatten genug mit sich selbst zu tun und ließen ihn ungeschoren. Von der Bevölkerung war überhaupt kaum jemand zu sehen; schon im Morgengrauen war, wer irgend konnte, in fluchtartiger Eile mit Kind und Kegel in die Wälder gezogen, um hier in Angst und Bangen den Verlauf der Dinge abzuwarten.

So war der junge Bauer immer weiter gewandert, dem Strom der Flüchtlinge und Plünderer entgegen. Und wo er's machen konnte, da suchte er hinterrücks einen Puff anzubringen oder einen Fußtritt, je nachdem sich die Gelegenheit bot, um so eher, als man ihm gegenüber auch nicht mit Kolbenstößen und dergleichen Aufmerksamkeit geizte.

Als er in die Nähe des Schiffstors gekommen war, begegnete er den ersten Verwundeten des Tages. Notdürftig verbundene Köpfe, Arme und Beine, blutbeschierte Gesichter, zerbrochene Waffen deuteten auf einen heftigen Kampf. Und immer noch knatterten die Schüsse herüber, jetzt viel näher. Die Deutschen mußten im Vorrücken begriffen sein.

Um sich zu vergewissern, kramte Peter Hergenbahn ins Innere des Schiffsturmes empor. Oben legte er sich in eine der breiten Schießscharten und guckte gemächlich nach dem Wiesental hinüber. Da sah er denn, wie die Franzosen von Truppen zurückgedrängt wurden, die er noch nie gesehen hatte. Es war eine heftige Schießerei da hinten, und die Franzmänner begannen allmählich tüchtig zu laufen. Ein großer

Teil von ihnen lief direkt in die Kitzig und extrant elendiglich, was Peter Hergenhahn veranlaßte, auf seiner hohen Barie in ein ebenso wohlgemeintes wie intensives Hurragebrüll auszubrechen. Da ihm aber sogleich ein paar Kugeln um die Ohren pfliffen und neben ihm klatschend in die Wand schlugen, zog er schleunigst seinen freudig geröteten Kopf zurück.

„Verdammt! Lesebelforps!“\*) brummte er aufgebracht und stieg, in der Annahme, daß man ihn unten doch wohl kaum erwarten würde, wieder nach unten. Er hatte sich nicht getäuscht; durch den durcheinanderslutenden Haufen konnte er sich unbesorgt seinen Weg suchen, der ihn nun wieder stadtaufwärts in die Nähe der Heerstraße führte.

Das Heer der Flüchtlinge schien hier unerschöpflich zu sein. In dicken Klumpen schob sich das durch die ausgestorbenen Straßen: Sappeure, Kavallerie, Trailleure; zerkumpt, besudelt und verwundet, bot die große Armee jetzt ein vollendetes Bild des Jammers und der Verkommenheit.

Bis plötzlich, wie unter einem gewaltigen Rippenstoß, die ganze erbärmliche Masse in panikartige Flucht geriet. Dabei war die Reiterei am besten dran; sie überritt einfach, was ihr im Wege stand, und die Straße bedeckte sich mit geschundenen, zeretretenen Menschenleibern, Uniformstücken und Waffen. Peter Hergenhahn wurde gegen die Wand gedrückt, daß ihm der Atem ausging. Es blieb ihm nichts anders übrig, als die über ihm befindliche Fensterbrüstung zu fassen und sich mit einem gewaltigen Ruck hinaufzuschwingen. Ein paar der Flüchtlinge hatten das Manöver mitangesehen und machten's ihm sofort nach. Im Nu war die kleine Stube mit allen möglichen Soldaten angefüllt, deren Gesichter eine verzweifelte Angst ausprägten. Waffen trug keiner mehr von ihnen; die hatten sie alle als lästiges Uebel fortgeworfen. Deshalb fühlte Peter nicht übel Lust, jetzt einmal auf eigene Faust mit den verhassten Todfeinden abzurechnen.

Indes, draußen war's auf einmal ganz still geworden. Kein Trappeln und Marschieren mehr, nur ein paar Verwundete lagen stöhnend auf den Treppen und guckten mit angststieren Augen die Straße hinauf. Und da zeigte sich oben am Tor plötzlich etwas Merkwürdiges: Reiter in grünen Uniformen mit langen Lanzen und hohen Pelzmützen, unter denen wilde verwogene Gesichter herausguckten. Wie der Wind schossen ihre kleinen struppigen Pferdchen die Straße hinunter und wieder hinauf. Und nun brachen die seltsamen Reiter in ein lautes schauerlich klingendes Freudengeheul aus. Ein Trupp Franzosen, der sich offenbar beim Plündern verspätet hatte, trat aus einem der Häuser nichts ahnend auf die Straße. Im Nu waren sie umringt, ein paar von ihnen niedergestossen; der Rest wurde mit Peitschen wie eine Herde Vieh zusammengetrieben und im Trab nach dem Gros der fremden Reiter gejagt.

In der Stube, in der Peter Hergenhahn sich be-

\*) Lokalbezeichnung der Truppen des Generals Lesbère, die in der Gegend übel gehaßt hatten.

faud, hatte sich unter den Franzosen beim Klang des eifertigen Pferdegetrappels ein halblautes Wimmern erhoben: „Oh, mon dieu, les Russes, les Russes. . .“

Er verstand zwar nicht, was das hieß, aber er glaubte mit Sicherheit annehmen zu sollen, daß die kleinen härtigen Scheusale jene vielberühmten und vielgefürchteten Kosaken waren, die seinem Vaterland die Befreiung bringen sollten. Und wie um sich die Bestätigung seiner Annahme zu holen, legte er sich



Er stieß dem Kosaken die Lanze heftig gegen die Nase.

so weit als möglich aus dem Fenster und brüllte aus Leibesträften: „Hurra“ und „Hoch“ die Gasse hinauf. Sofort setzten sich ein paar der kleinen grünen Männer in Trab und kamen auf flinken Pferdchen bis vor das Fenster geritten. In seiner Herzensfreude schrie ihnen Peter zu, daß er da einen ganzen Haufen Franzosen hinter sich habe, was den fremden Herren doch wohl sicher angenehm wäre.

Die aber verzerrten ihre Gesichter zu Fratzen, von denen sie ohnehin nicht weit entfernt waren, gestikulierten und schrien wild und kreischend nach dem neuen Freund hinaus. Der guckte ratlos auf die seltsame Gesellschaft, zuckte die Achseln und fing, da ihm das Hopsen der Männlein da unten allmählich komisch vorkam, endlich herzlich an zu lachen.

Das schien die Russen gewaltig zu verdrießen, und sie ritten mit wüstem Geschimpfe, Lanzen und Kantschu schwingend, gegen das Fenster an. Das war dem mißverständenen Freund denn doch zu dumm, und als ihm eine Lanze zu nahe kam, riß er sie dem Kosaken aus der Hand und stieß das rückwärtige Ende ihrem Eigentümer ebenso wohlmeinend wie heftig gegen die Nase. Das schlug nun dem Faß den Boden aus. Im Augenblick hatte die Rotte

das Haus gestürmt, mit einem wilden Triumphgeheul den schönen Fang begrüßt und mit Kantischuhieben gehörig traktiert. Auch Peter bekam sein gemessen Teil. Da ihn das aber wiederum gewaltig verdross, nahm er zwei der Kosaken am Kragen und rannte sie mit den Bärenmützen so gewaltig gegeneinander, daß sie lautlos mitten unter die Gefangenen flogen. Das war nun wieder nicht nach dem Geschmack ihrer Kameraden, und ehe sich's Peter versah, lag er am Boden, bekam noch viel mehr Prügel wie vorhin und wurde endlich mit auf den Rücken gebundenen Händen auf die Straße geführt. Dort legte man ihm eine Schlinge um den Hals, sein Gefangenwärter stieg zu Pferd, und im Trab ging's wieder die Straße hinauf zu den anderen.

Während dieses kurzen Weges entlud sich all der wütende Groll, den Peter in diesen wenigen Minuten aufgespeichert hatte, in gewaltigen Flüchen. Aber das half nun nichts; er mußte trotz seiner grenzenlosen Wut erkennen, daß man sein freundwilliges Verhalten hier äußerst übel gelohnt hatte.

Draußen vorm Tor in den Weinbergen sah er eine große Menge Kosaken und fast noch mehr gefangene Franzosen, die, ängstlich wie ein Volk Hühner im Regen in der allmählich beginnenden Dämmerung zusammengedrängt standen und sich kaum zu rühren wagten. Den Peter aber schleppte man vor einen sehr unfreundlich aussehenden Herrn, dessen Brust über und über mit Orden bedeckt war und der ihn wie ein bössartiger Kettenhund musterte.

Das Kauderwelsch konnte Peter Hergenhahn nicht verstehen; aber soviel glaubte er aus Bewegungen und wütenden, auf ihn gerichteten Blicken entnehmen zu können, daß von ihm die Rede war. Er glaubte das um so eher, als auch der Mann mit dabei war, dem er vorhin mit der eigenen Lanze die Nase zerstoßen hatte, die nun aussah wie ein schön aufgegangener Leigklumpen.

Der russische General schien indes nicht sehr erbittert zu sein; er verzog sogar den Mund zu einem schiefen Lächeln, als er des blebrierten Kriegers ansichtig wurde. Er knurrte etwas in seinem Kauderwelsch vor sich hin, und die Folge war, daß man Peter Hergenhahn seiner Fesseln entledigte, ihm aber bedeutete, daß er sich nicht von seinen Peinigern entfernen dürfte.

„Merci!“ sagte Peter befriedigt, als man die befreiende Prozedur an ihm vornahm, in der Absicht, mit seinen fremdsprachlichen Kenntnissen zu prunken. Und er sah mit Genugtuung, daß der General — es war Tschernitschew, wie er später erfuhr — seinen Mund noch einmal und noch schiefere als zuerst verzog.

Nach einer kleinen Weile zog der ganze Heerbann unter Schreien und Hohnen in die Stadt. Und wie durch Zauber hatte sich bereits wieder eine ganze Anzahl Bürger zusammengefunden, die die „Erretter“ mit Freudengeschrei begrüßten, das ihnen freilich mit freundschaftlichen Kantischuhieben gelohnt wurde, wenn sie nicht schnell genug aus dem Weg gingen.

Als seien ihm schon seit Jahr und Tag Weg und

Steg in der Stadt bekannt, so zog der Trupp geradewegs nach dem Rathaus. Dort war aus Anlaß des freudigen Vorkommnisses schon der Rat versammelt, um die Befreier gebührend zu begrüßen. Aber es kam gar nicht zu einer wohlgesetzten Ansprache; denn kaum hatten die Russen die würdige Versammlung erblickt, als sie ihre Vertreter einfach beim Kragen nahmen, sie ausgiebig mit Kolbenstößen traktierten und auf die Straße jagten. Was des Mitnehmens wert war, oder vielmehr, was die Franzosen übriggelassen hatten, verschwand in den Schnapsfäcken der Freiheitshelden.

Unten hatten die zurückgebliebenen Kosaken bereits eine ganze Anzahl weiterer Bürger zu der Ratsversammlung hinzugetrieben. Auch Peter Hergenhahn befand sich darunter, und es war eine ziemlich ungemischte Freude in ihm, als er sich in so auserwählter Gesellschaft sah. Ja, sogar seinen wohlgenährten Grimm vergaß er einen Augenblick, als er den Ratsherrn Hans Zwirbel bemerkte, der mit höchst unglücklichem Gesicht ein Glied dieser Versammlung bildete.

Er drängte sich an ihn heran. „Nun, Gevatter Zwirbel, was wär's jetzt so schön, wenn wir das grüne Lumpenvolk im Wirtheimer Kessel hätten?“

Der Ratsherr nickte trübselig. „Peter, Peter, ich glaub', es gibt noch schlimme Dinge heut!“

Peter Hergenhahn lachte. „Habt keine Angst, Gevatter Zwirbel! Ich hab' meine Margret auch allein gelassen in Silbold!“

Hans Zwirbel schnitt trotz aller eigenen Trostbedürftigkeit ein trübseliges Gesicht.

„Bub, wenn's da nur keine schlimmen Sachen gibt. . .“

Er wollte noch mehr sagen, aber da kamen die Kosaken und trieben Rat und Bürgerschaft mit Stößen und Hieben vorwärts auf die Wälle. Man befürchtete einen Ueberfall der Franzosen, und es sollten über Nacht Verschanzungen aufgeworfen werden. Und zu dieser nützlichen Beschäftigung war der Rat der freien Stadt ausersehen, während die Herren Russen als aufsichtführende Behörde vergnüglich die Schnapsflasche kreisen ließen.

Die Dunkelheit war völlig hereingebrochen, als die Arbeitskolonnen verteilt waren. Rote Holzfaßeln erhellten dürstig die unfreundlich kalte Octobernacht, die auf den warmen sonnigen Tag gefolgt war. Peter Hergenhahn arbeitete am Murerertor, der gefährlichsten Stelle. Neben ihm grub seufzend sein Gevatter Zwirbel, dem unter dem Druck seiner Würde die Arbeit doppelt sauer ankam.

„Nur Mut, Gevatter!“ tröstete Peter. „Auch die Nacht geht vorbei und das Leibelkorps wird schon seinen Lohn kriegen! Himmelhergott, gegen die Schnapsbrüder, die lumpigen, waren die Sanskulotten doch Engel!“

„Ja, ja. . .“ Ein Kosak, die Lanze im Arm, stieß den Ratsherrn an und schrie ihm mit allerlei Armbewegungen irgend etwas zu. Zwirbel glaubte zu verstehen, nahm seinen Spaten unter den Arm

und ging ein paar Schritte weiter. Aber kaum hatte er den Spaten wieder von der Schulter genommen, da stieß der Kosak mit der Lanze nach ihm, und Zwirbel brach lautlos, tödlich getroffen, zusammen.

Peter Hergenbahn hatte das alles mitangesehen, keines Wortes mächtig. Bald sah er den gleichmütig sich abwendenden Russen, bald den toten Mann an. Und plötzlich kam es über ihn, ungehemmt und ungedämmt, ein wahnwitziger Zorn. Schon ging der Russe mit dem Kantschu auf ihn zu — da fauste die Schaufel herunter, mit der scharfen Seite nach vorn. Lautlos sank der Kosak vornüber, mit dem Gesicht flatt auf den Boden schlagend. Einen Augenblick stand Peter Hergenbahn noch vor dem Erschlagenen, dann wandte er sich um und verschwand geräuschlos im Wallgraben. Und während er atemlos dem Walde zuraunte, packte ihn plötzlich eine wahnsinnige Angst um seine Margret. . .

Es war eine schaurige Flucht gewesen. Jeden Augenblick war er über die Leiche eines Franzosen, über Gepäckstücke und Waffen gestolpert. Bis er endlich müde und zerschunden am Waldrand anlangte. Er war so abgehetzt, daß er weiter gar nicht um seine Sicherheit besorgt war. Wie er ging und stand, ließ er sich ins Haidekraut fallen und fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn erst der graue kalte Morgen weckte. Verwundert sah er sich



Da fauste die Schaufel herunter, mit der scharfen Seite nach vorn.

um und war erst sehr erstaunt, sich nicht in seinem heimatlichen Himmelbett zu finden. Aber dann begann er sich auf den vorhergegangenen Abend und duckte sich hurtig ins Gestrüpp. Aber nichts Verdächtiges ließ sich blicken, nur nach einer Weile wagte er endlich hinunter nach der Heerstraße zu lugen. Und er sperrte Mund und Augen auf: wahrhaftig, da zogen sie, die Kosaken! Nach Selbold —

Wie gepeitscht sprang er auf. Herr Gott im Himmel, wenn's so weit käme. Instinktiv setzte er sich oben am Waldrand in Gang. Er mußte kräftig ausbrechen, denn die Pferdchen da unten hatten ein gar flottes Tempo. Nur wenn sie durch ein Dorf kamen, dann gab's eine Weile Ausruhen für ihn. Und er fuhr sich zitternd durch die Haare bei dem Gedanken, was da unten in dem unglücklichen Dorf jezt wohl passieren mochte.

Gegen Mittag hatte er endlich den Abtswald hinter sich gelassen. Er war allmählich der Heerstraße immer näher gekommen und mußte sich sehr in acht nehmen, um nicht gesehen zu werden. Mit Mühe arbeitete er sich durch die Weinberge und warf nur ab und zu einen wutverzerrten Blick auf die grünen Spitzbuben zu seiner Linken.

Plötzlich dröhnte aus der Gegend von Hanau dumpfer Kanonendonner zu ihm herüber. Rasendes Gewehrfeuer klang dazwischen und der Pulverdampf schlug sich stückig bis zu ihm herüber. Es mußte eine große Schlacht im Gang sein.

Auch die Kosaken hatten haltgemacht. Peter sah ganz deutlich, wie General Tschernitschew seine Offiziere um sich versammelte und offenbar mit ihnen beriet. Das dauerte geraume Zeit, bis endlich ein paar der Reiter in der Richtung auf das Dorf zu geschickt wurden, die in schnellem Galopp davonjagten. Die Hauptmacht blieb marschfertig zurück.

Mittag war längst vorüber und in Peter Hergenbahn wühlte der Hunger, als die kleinen Reiter die Straße wieder heraufgejagt kamen. Gleich darauf setzte sich die ganze Truppenmacht in Bewegung in der Richtung auf Selbold zu.

Die Fäuste gegen die Brust gepreßt, ging Peter Hergenbahn in stolperndem Schritt mit. Er achtete gar nicht mehr der Gefahr der Entdeckung, wie auch die Kosaken ihn nicht zu bemerken schienen. Aber wenn Peter gehofft hatte, sie würden Selbold ohne Aufenthalt durchqueren, um in die Kampflinie zu gelangen, so sah er sich gründlich getäuscht. Schon wenige Schritte vom Dorfeingang saßen sie ab, trieben die Pferde zusammen, die unter der Obhut einiger Reiter zurückblieben. Die Abgejagten zerstreuten sich alsbald in die Häuser, um das Werk der Plünderung zu beginnen.

Dem Burschen, der das alles mitansah, traten fast die Augen aus den Höhlen. War es denn da nicht immer noch besser unter den Franzosen gewesen, die doch noch ab und zu ein menschliches Fühlen gezeigt hatten?! Die Tränen der Wut traten Peter in die Augen, als das Geschrei und Geheul zu ihm heraufdrang. Er sah und hörte nichts mehr, sah auch nicht die hellblaue Linie, die sich rasch durch das Wiesental auf den Ort zuschlangelte. Wie gejagt rannte er auf die Häuser zu, alle Vorsicht außer acht lassend.

Noch waren die Marodeure nicht zu dem Haus gekommen, in dem seine Margret wohnte. Aber wie lange würde das noch dauern?!

Während der Kanonendonner dort hinten in ein

förmliches Brüllen ausartete, stiegen über der Stadt Hanau lohrende Feuerfäulen empor. Dort war Graf Breda mit seinen Bayern in ein wütendes Handgemenge mit dem verfolgten Feind geraten. Und schon trieb mit dem Pulverdampf der Brandgeruch der flackernden Häuser herüber.

Keuchend strich Peter Hergenbahn durch die verwüsten Gäßchen hinter dem Dorf. Ein schwerer müder Herbstesdust stieg von den letzten Blumen auf und brachte ihn dem Weinen nahe. Es war ihm, als ginge er über einen Kirchhof. Ueber die Häuser her klang das Zohlen der Kosaken, das Zammern gepeinigter Menschen. Warum mußte auch der Herrgott dem Land diese Horden zur Befreiung schicken und nicht den Marschall Vorwärts?!

Wie eine Kacke wand er sich durch die Zäune, sprang er über Hecken und Gräben. Da lag das Haus. Alles war still und eine Erleichterung kam über ihn. Sie waren wohl beizeiten in den Wald geflüchtet. Mochte die Bande plündern, so viel sie wollte, wenn nur die Seinigen in Sicherheit waren.

Schon wollte er umkehren, da war's ihm, als länge ein leichter Schrei hinter ihm her. Und noch einer. Er verhielt den Schritt mit klopfendem Herzen.

Da war's ganz deutlich: „Ach Gott, ich bitt' euch...“

Mit einem gurgelnden Schrei wandte sich der Bursch. Der feste Zaun zerbrach unter seinen Fäusten wie morsches Holz. Mit drei Sägen war er an der Haustür; sie stand weit offen. Sonst war auf der ganzen Straße kein Kosak zu sehen.

Aber da drinnen . . .

Drei der härtigen Kerle sah er da. Einer hatte einen großen Haufen allen möglichen Hausrats zusammengesammelt und war eben dabei, ihn möglichst gut zu binden, während der zweite sich das Vergnügen machte, das irdene Geschirr kurz und klein zu schlagen. Der dritte aber stand vor Margret und drang auf sie ein, währenddem das Mädchen, das keinen Ausweg aus seiner Not sah, sich verzweifelt wehrte und schrie.

Das alles über sah Peter Hergenbahn mit einem einzigen Blick. Einen Herzschlag lang. Dann kam's wie ein tierisches Brüllen aus seiner Brust, seine Faust sauste wie ein Hammer auf den Rücken nieder, der mit eingeschlagenem Schädel zu Boden stürzte.

„Peter, Peter!“ schrie das Mädchen auf. Aber schon flog der zweite Kosak krachend gegen die Wand, um nimmer wieder aufzustehen. Der dritte aber, anstatt die Flucht zu ergreifen, stieß ein langgezogenes Geheul aus wie eine gereizte Bestie und wandte sich gegen den rasenden Bauern. Der hatte nur seine Fäuste, während der Kosak mit einem langen Dolch auf ihn eindrang. Deshalb wich Peter durch die Tür auf die Straße zurück, mit den Augen nach irgendeiner Waffe suchend.

Der Ruf des Russen hatte inzwischen eine Anzahl seiner Waffengefährten angelockt, die sofort erkannten, was hier vorgegangen war. Mit Geschrei warfen sie sich dem Wehrlosen entgegen. Der aber hatte inzwischen ein Wagschick zu fassen bekommen und

streckte den ersten, der ihm zu nahe kam, mit einem Hieb nieder. Aber der Uebermacht war er nicht gewachsen: im nächsten Augenblick wälzte sich Peter Hergenbahn mit seinen Angreifern in wüstem Kräuvel am Boden.

In dem Kampfgetümmel hatten die Beteiligten ganz und gar den Klang von Trommeln und Pfeifen



Peter stand schwer atmend vor dem General.

und den Gleichschritt aufmarschierender Bataillone überhört. Es war jene blaue Linie, die vorhin das Tal heraufkam, der General Voltmann mit seinen österreichischen Jägern und Schwarzenberg-Ulanen. Als der General das seltsame Schauspiel sah, ließ er halten.

„Was ist denn das? Vorwärts, mit dem Kolben dazwischen!“

Im Nu hatten die Jäger Lust geschafft und der arg mitgenommene Peter stand schwer atmend vor dem General.

„Nun, mein Sohn?“

Einen Blick tat der Peter in das freundliche graubärtige Gesicht, dann begann er zu erzählen, stockend und schluchzend. Und rot und röter wurde das Gesicht des Oesterreichers, bis er sich endlich an einen der mit geknickten Köpfen dastehenden Russen wandte.

„Führ mich zu deinem General, du Schuft!“

Nach einer Viertelstunde kam der wackere Oesterreicher wieder. Er hatte einen Kopf wie Zinnober und ließ seine Leute auf beiden Seiten der Straße, Gewehr bei Fuß, Spalier bilden. Und durch diese Gasse zogen die Russen, im Trab mit scheuen Gesichtern, voran Tschernitschew, noch verbissener als gestern.

Als der letzte Kosak vorüber war, reichte General Voltmann dem völlig verduhten Peter die Hand vom Pferde herunter.

„So, nun geh ruhig heim, Bub! die kommen mit wieder!“

Und ehe der verblüffte Bursch noch etwas erwidern konnte, schlossen sich die Reihen, und mit klingendem Spiel folgte die Brigade Voltmann den Russen.

## Der Detektiv.

Von Harry Ritsh.

Als eine elegante und schöne Dame Peter Koller auf sein Klingeln öffnete, wurde er sehr verlegen.

„Ich bin der Schlosser,“ stotterte Peter und starrte die schöne Erscheinung mit weit aufgerissenen Augen an.

„Das habe ich mir gedacht,“ erwiderte Renate Jarren lächelnd und mit einem bezeichnenden Blick auf den mächtigen Ring mit Schlüsseln und Dietrichen in Peters Hand. „Bitte kommen Sie. An meinem Schreibtisch ist das Schließwerk zu einem Fach in Unordnung geraten.“

Peter folgte der voranschreitenden Dame mit unsicheren Schritten. Er war von ihrer Schönheit ganz geblendet.

Während der junge Schlosser an dem schönen antiken Schreibtisch hantierte, ertönte die Flurglocke.

„Zu dumm, daß Mina gerade jetzt ausgegangen ist,“ sagte Renate Jarren ärgerlich. „Nun muß ich selbst den Portier spielen.“ Sie warf noch einen zögernden Blick auf Peter Koller; doch der machte einen vertrauenerweckenden Eindruck. Den konnte sie wohl kurze Zeit allein lassen.

Als Renate die Türe schloß, hatte Peter gerade das Fach geöffnet. Da er sich allein wußte, blickte er neugierig hinein. Wie mochte es wohl im Schreibtisch einer so wunderschönen Dame aussehen? Ehe Peter hineinblickte, malte er es sich selbst aus: Fein geordnet, mit roten, grünen, blauen und weißen Seidenbändern sorgfältig zusammengebunden, würden zahllose Liebesbriefe in diesem Fach liegen. Wenn er ein so schönes Mädchen hätte, würde er ihm jeden Tag drei Liebesbriefe senden: morgens, mittags und abends einen. Was er schreiben würde? Darum war Peter nicht verlegen, er besaß eine blühende, fast zu blühende Phantasie. In seinen Mußestunden las er mit Leidenschaft Detektivgeschichten und darin kamen oft wundervolle Liebesbriefe vor. Peter Koller wäre überhaupt viel lieber Detektiv als Schlossergefelle; ganz im geheimen bereitete er sich auf diesen interessanten Beruf bereits vor. Aber das durfte niemand wissen.

Peter war grenzenlos enttäuscht, als er das Fach fast leer fand. Nur ein paar eng beschriebene Blätter lagen darin. Er sah sich schein um und nahm das oberste neugierig heraus. Es sah wie ein schnell hingeworfener Brief aus. Also doch ein Brief, wenigstens einer! Als nichts sich regte, konnte Peter seiner Neugierde nicht widerstehen; hastig las er:

„Geliebte! Wenn Du diesen Brief gelesen hast, verbrenne ihn sofort. Papier wird so leicht zum Verräter.“

Endlich bietet sich die langersehnte Gelegenheit, die nötigen Mittel zu erhalten, um gemeinsam entfliehen zu können; Du einem ungeliebten, brutalen Gatten, ich aus unwürdigen, erbärmlichen Verhältnissen. Daß es nur durch ein Verbrechen geschehen kann, bedaure ich, aber sollen wir unser ganzes Leben tatenlos vertrauern? Wir haben ein Recht an das Leben, und da uns das Glück nicht, wie so vielen Unwürdigeren, in den Schoß fällt, so müssen wir es erzwingen.

Nora, die Gute, will uns helfen. Es ist ihr endlich gelungen, die Liebe des feureichen alten Geizhalses Abraham Johnson zu gewinnen. Für heute nacht nach zwölf Uhr hat sie ihm an der einsamen alten Eiche im äußersten Winkel des Parks ein Schäferstündchen zugelegt. Ich weiß, daß Johnson seine Wertpapiere immer bei sich trägt; der sonst so schäbige Filz hat sich von Potterton eine sehr sinnreich konstruierte Tasche anfertigen lassen, die er sich auf den bloßen Leib schnüren kann. Niemand ahnt ihr Vorhandensein. Potterton hat es mir verraten.

Nora wird Chloroform mitnehmen; das übrige werde ich dann besorgen. Wenn der alte Filz morgens an den Ästen der Eiche hängt, wird jeder, auch die Polizei, an einen Selbstmord glauben. Nach seinen Schätzen wird man vergebens suchen; das Geheimnis der Tasche kannte nur Potterton. Und der schweigt, für Geld.

Morgen sind wir schon in Hamburg und in acht Tagen betreten wir das Land der Freiheit.

Verbrenne den Brief, Geliebte! Ewig Dein  
Georges.

Als Peter zu Ende gelesen hatte, fielen ihm die Hände vor Schreck schlaff herab. Das wunderschöne



Als nichts sich regte, konnte Peter seiner Neugierde nicht widerstehen.

Weib war die Geliebte eines Verbrechers, eines Mörders. Was sollte er tun? Er mußte das Verbrechen verhindern! Aber wenn es schon zu spät wäre? Er sah nach dem Datum des Briefes: Es stand keiner darauf. Dann sollte der Mord in dieser Nacht geschehen!

Draußen klangen Schritte. Hastig verbarg Peter das verräterische Blatt in seiner Brusttasche. Als Renate eintrat, fand sie den Schlosser über den Schreibtisch gebeugt.

„Ein Besuch hat mich lange aufgehalten. Sind

Sie fertig?" fragte sie und warf einen schnellen Blick auf die Spiegelkonsole, wo ihre Uhr und Börse noch lagen.

"Ich bin fertig," erklärte Peter und atmete tief auf. "Das Schloß war nur verrostet. Ich habe es gepußt und geölt, es funktioniert wieder tadellos."

Menate bot ihm liebenswürdig ein Glas Wein an, doch Peter dankte. Ihm brannte der gestohlene Brief auf der Brust. Er konnte der schönen Dame, die ihn vorher so entzückt hatte, nicht mehr in die Augen sehen. — —

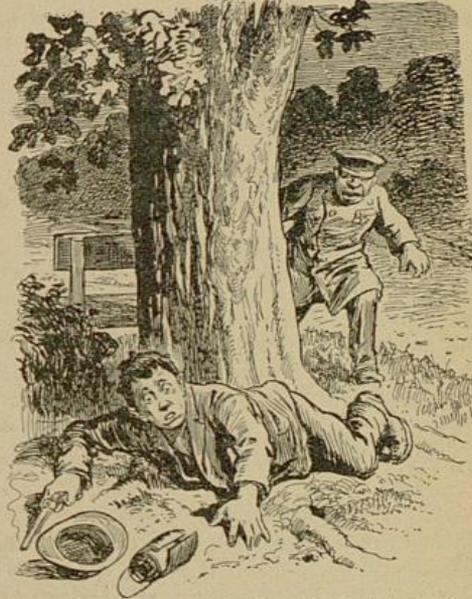
Nach reiflicher Ueberlegung stand Peter Rollers Entschluß fest. Er wollte den Ruhm, das Verbrechen verhütet und die Verbrecher gefast zu haben, allein genießen. Mit einer solchen glorreichen Tat wäre ihm die neue Laufbahn geebnet, er hätte seine Befähigung für den Detektivdienst glänzend erwiesen. Er benachrichtigte die Polizei daher nicht; diese würde ihn später ganz von selbst kommen und um seine Dienste bitten. Peter war furchtlos und kräftig, mit dem verzweifeltsten Verbrecher wollte er schon fertig werden. Außerdem hatte er Waffen. Als erste Ausrüstung für die erträumte neue Laufbahn kaufte Peter sich vor kurzem eine Pistole und einen Totschläger. Mit diesen zuverlässigen Helfern brauchte er keine anderen. Schießen hatte er beim Militär gelernt.

Da Peter im Stadtpark — nur dieser konnte gemeint sein, weil Nordling keine andere Anlage besaß — bloß oberflächlich Bescheid wußte, erbat er von seinem Meister für den Rest des Tages Urlaub. Nun durchstreifte er den Park nach allen Richtungen, um den Platz des geplanten Verbrechens zu finden. Nach langem Suchen entdeckte er in einem entlegenen Winkel eine riesige, uralte Eiche. Zu ihr führte nur ein fast verwachsener, schlecht gepflegter Weg. Am Fuße der Eiche stand eine verwiterte Bank. Der Platz war wie geschaffen für verschwiegene Schäferstündchen und für Verbrechen. Die mächtigen, dichtbelaubten Äste berührten fast den Boden; ein Selbstmord durch Erhängen war also durchaus wahrscheinlich. Der Plan war meisterhaft aufgebaut, der künftige Detektiv Peter Koller konnte dem unbekanntem Ausarbeiter Georges seine Anerkennung nicht versagen.

Doch auch Peters Feldzugsplan war schnell und gut entworfen. Er fand in den mächtigen Ästen ein ebenso sicheres, wie bequemes Versteck. Dort konnte er es schon einige Stunden aushalten. Und kalt würde es in der Julinacht nicht werden. Peter kletterte probeweise in sein luftiges Versteck; es ging vorzüglich. Man würde ihn sogar bei Tage nicht leicht entdecken. Mit einem gewandten Satz konnte er herunterspringen, um den überraschten Verbrecher im geeigneten Moment beim Kragen zu nehmen. Peter beschloß, auch eine Blendlaterne mitzubringen. Das plötzliche Aufblitzen eines Lichtes in tiefer Dunkelheit würde den Verbrecher blenden und wehrlos machen. Dann brauchte er seine Waffen gar nicht.

Schon um elf Uhr bestieg Peter, wohlausgerüstet, seinen Lauscherposten. Der Park war unheimlich einsam und nur schriller Eulenkuf ließ sich zuweilen

vernehmen. Es schlug Mitternacht. Peter spannte nun alle seine Sinne an. Doch es schlug eins und nichts rührte sich. Peter war vom angestrengten Lauschen todmüde geworden, beschloß aber, noch eine Stunde auszuhalten. Da die schöne Dame nicht geflohen war, konnte das Verbrechen auch noch nicht verübt sein; übrigens würde es Peter wissen, wenn



Er war vom Baum gefallen, und dabei ging die Pistole los.

man an der alten Eiche einen Erhängten gefunden hätte. So was sprach sich in Nordling schnell herum. Die Morgendämmerung brach bereits herein, als Peter durch den Knall eines Schusses aus tiefem Schlaf erwachte. Verstört blickte er um sich. Er war vom Baum gefallen, und dabei ging die Pistole los, die er krampfhaft in der Hand gehalten hatte.

Peter wollte sich mühsam erheben, denn die Glieder waren ihm vom unbequemen Sitz und der Nachtkühle steif, als hastige Schritte erklangen und der Parkwächter herbeistürzte. Er sah das verstörte Gesicht Peters, die noch schwach rauchende Pistole und eine Blendlaterne neben ihm und war über den Zusammenhang schnell im klaren: entweder ein Verbrecher oder ein Selbstmörder. Doch das würden sie auf dem Amt schon herausbekommen, seine Sache war das nicht. Er hatte den Mann nur richtig abzuliefern.

Und das tat der Wächter, ein Hüne mit herkulischen Kräften. Auf Peters Erzählung hörte er gar nicht. „Das können Sie den Herren auf dem Amt weismachen," sagte er grob und gab dem armen Peter einen energischen Puff. „In Nordling gibt es keinen reichen Geizhals namens Abraham Johnson. Das müßte ich wissen."

Peter zuckte zusammen. Daß er ganz vergessen hatte, sich nach Abraham Johnson zu erkundigen!

Im Amt wurde er zunächst eingesperrt, bis der Untersuchungsrichter kam. Als Peter ihm kleinlaut seine Geschichte erzählte und als Beweis den Brief gab, ließ dieser zunächst den Meister kommen, um ihn über Peters Verhalten bei der Arbeit zu vernehmen. Er glaubte nicht an das Verbrechen, konnte sich über die Beweggründe für Peters Schwindel aber nicht klar werden.

Der Meister kam. Er war wütend, denn Renate Farren hatte ihm wegen des gleichzeitigen Verschwindens ihres Manuskriptblattes und seines Gefellen eine böse Szene gemacht. Der Brief war ein Stüd aus einem Kriminalroman, an dem Renate Farren zurzeit schrieb. Die von Peter bewachte alte Eiche hatte ihr dabei allerdings vorgegeschrieben. Renate war eine vielgelesene Schriftstellerin, was der arme Peter nicht wußte.

Damit war das Rätsel gelöst und endete mit einem homerischen Gelächter, in das schließlich ganz Nordling einstimmte. Nur Peter Moller lachte nicht mit. Denn der mußte bald darauf seine Arbeitsstätte und die Stadt verlassen, weil ihm die fortgesetzten Nekereien unerträglich wurden. Er ging nach Stuttgart, heiratete sehr bald die hübsche Tochter seines dortigen Meisters und vergaß in ihren Armen seine verunglückte Laufbahn als Detektiv.

### Waldbauern.

Ein Bild aus den Alpen. Von Hans Kerschbaum.

Wie ein Felsbrocken, der sich vom Gebirge losgelöst und über den Almboden niedergekollert, so war es vom Tal aus zu sehen, das einsame Waldbauernhaus. Ringsum Wald. Dunkler Nadelwald, heller Laubwald; gehegt, verwildert: Herrschaftswald, Bauernwald. Zwischendrein Weideland, Wildwiesen. Lichte Höhen, düstere Schluchten. Rauschende Bergwasser im Grunde.

Weitum keine nachbarliche Wohnstatt. An die Einsamkeit haben sich die Leute des Waldbauernhauses gewöhnt. Sind ihrer übrigens genug unterm Dach, — fast zu viel für den geringen Ertrag einer armjeligen Waldbauernwirtschaft.

Der Bauer ist noch ein junger Mann; schweres Ringen ums Dasein hat ihn vorzeitig gealtert. Seine Lebensgefährtin ist ein blaßes, verhärmttes Weib. Ferner sind da zwei Kinder: das Bublein in den ersten Hosen; das Diandle ist eine Faust größer, ein Jahr älter, redet schon freudig vom Schulgehen übers Jahr. Weitere Hausbewohner: ein Einleger, der Peterle, ein alter Knecht, zahlos, halb erblindet, gebrechlich; fast zwei Menschenalter Dienstzeit im Waldbauernhaus; hat zur Feierstunde den jetzigen Besitzer noch auf den Knien gehopft; ist der Chronist des Hauses. Eine alte Dirn, stocktaub, schwerfällig, auch mehr gnadenweise im Hause als zur Arbeit brauchbar.

Die Jüngern: der Großknecht Christian, ein Burfch über die Vierzig; treulich Freud und Leid mit der Bauernfamilie tragend. Der Jungknecht Korle,

trausköpfiger Burfch mit erstem Flaum über der Lippe. Eine junge, anmutige Dirn, 's Keferl; seit letztem Michaeli im Waldbauernhaus. Endlich ein kleiner Bub, Stiefel, ein „Wasele“, hat weder Vater noch Mutter gekannt; angenommen vom Bauern zum Viehhüten, Kinderlocken.

Ob's recht schön ist da oben? Im Sommer gewiß; steigen sogar Touristen hinauf, — in drei Stunden vom nächsten Kirchdorf aus läßt es sich erreichen. Im Winter mag's nicht jedem gefallen. Der immer da oben ist, weiß sich die Langeweile schon zu vertreiben. Der Waldbauer hat viel im Holz zu schaffen. Im Herbst war der Händler da, der hat sich das Karste in des Bauern Wald ausgesucht. Nach wochenlangem Sägen und Hacken liegen die Baumleichen kreuz und quer im winterlichen Wald. Dann wird abgetriftet. Auf eisglatten Niesen sausen die Baumstämme zu Tal. Das gibt Arbeit, schwere, gefährvolle Arbeit.

Zum Abend kommen die Leute wieder zusammen am wärmenden Herdfeuer. Die flackernde Feuerflamme erwärmt die Stube, dient zugleich als Leuchte. Der Rauch, der die Stube schwärzt, kriecht hinauf durch den ruhigen Kamin, flattert hinaus in die Winternacht.

Was vermöchte dieser Rauch zu erzählen! Von den Geschichten und Sagen, die drinnen an der Herdflamme die taube Dirn zum besten gibt — hu! Den kleinen Hütjungen graust es, er spürt's, wie ihm die Haare bergansteigen, — und keines lauscht andächtiger wie der einfältige Bub.

Und dann: was könnte dieser Rauch noch erzählen draußen in der Welt von den Wilderer Geschichten, die der Großknecht Christian weiß; vom Bergbauernknecht, das der alte Peterle zu schildern versteht. Nachher von der jungen, anmutigen Dirn, wie sie verliebt ist in den trausköpfigen Korle! . . .

Der Bauer ist bekümmert. Sein Leben lang plagt und schindet er sich im Berg; er ringt mit den Naturgewalten in endlosem Kampf, — das Ziel erreicht er nicht. Auf halbem Wege schleudert es ihn wieder zurück zu neuem, hartem Beginnen. Das eine Jahr verhagelt ihm böses Wetter die spärliche Ernte, das andere Jahr verunglückt ein Rind auf der Hochweide, erschlägt's der Blitz. Ringsum dräuende Gefahr.

„Bauer,“ sagt einmal der Großknecht, als sie zusammen vom Holzschlag heimkehren, „mir ziemt, unser Wald is traurig, weil wir ihm die schönsten Bam haben g'nommen.“

„Wohl — traurig, daß es sein hat müssen!“ antwortet der Bauer. „Aber schau, — kein Geld im Haus, — die Steuern werden eingemahnt, — wo hernehmen? Zahlst nix, nehmen sie dir die Sach' weg! Der Wald muß uns helfen!“

\* \* \*

Und wieder kam der Frühling in die Berge. Unten auf der Wiese, wo der Wildbach rauscht und seine eisigen Wasser durch kalte, düstere Schluch-

ten hinausführt in das sonnige Tal, dort blühen schon etliche Blümlein, sproßt junges Erdbeerkraut am Waldestrand. Im Wald schlagen die Finken, jauchzt die Amsel ihr Hochzeitslied.

Aber der Frühling weckt die Berggeister, er peitscht den Wildbach, er stürzt die Lawinen in die Tiefen . . .

In einer Frühlingsnacht ist's. Der Jungknecht Korle findet den Schlaf nicht. Vor etlichen Wochen war er draußen im Marktflecken bei der Stellung. Sonntags darauf ist er, mit dem Rekrutensträußlein am Hut, zur Kirche gegangen.

Die junge Dirn hat insgeheim schon viel Herzleid empfunden, daß die Herren den Korle „g'halten“ haben. Was fragen die danach, wenn's darum einem armen Diandle das Herz abbrückt. Sie mochte an die Stunde nicht denken, da der Burjch wird Abschied nehmen vom Waldhaus, vom lieben Nesele.

Und ähnlich ist's dem Korle durch den Sinn gegangen. Wie wird es sein, wenn er fort muß von den Bergen, das treuherzige Diandle muß zurücklassen? . . .

Silbern fließt des Mondes Licht über Höhen und Tiefen. Der Wald zeichnet gigantische Schatten. Fern schimmert der Firneinglanz. Die Bergriesen der Hohen Tauern recken ihre schneekränzten Häupter empor zu den Sternen, die blinken wie glühendes Gold.



Zum Abend kommen die Leute wieder zusammen am wärmenden Herdfeuer.

Christian, der Grobknecht, ist hinausgeschlichen in die Wälder. Sündhaft schön ist die Frühlingsnacht, — wer möchte sie verschlafen! Der Christian treibt ein verwegenes Weidwerk.

Den Korle leidet's auch nimmer auf seiner Liegestatt, die im Stalle steht beim lieben Vieh.

Draußen auf dem Ager steht er lange und schaut hinauf zu den Sternen. Von den Waldschluchten hört er das Rauschen der Wildbäche, das dissonanzreiche Frühlingskonzert im Gebirge . . . Trüben in den Herrschaftswäldern rollt ein Schuß.

Dort, wo die Bergwiese hinabzieht zum Waldschachen, dort jauchzt der Burjch in die Nacht hinaus. Und dann schleicht er wie ein Schelm an das Haus heran. Zum Dachboden blickt er empor, dann singt er in weichen, innigen Akkorden hinauf:

„Diandle, wo hast du dei' Liegestatt —

Diandle, wo hast du dei' Bett?“ . . .

Und von oben kommt die Antwort, süßtraulich, leise:

„Muast über 's Fatterle aufsteig'n —

Draußt vor der Haustür steht's net!“

Und oben kichert's — Frühlingsnachtlobolde! . . .

Den kleinen Hütjungen hat am Morgen niemand aus dem Schlaf geweckt. Als er aufwachte, war's lichter Tag. Nun wunderte sich das Bürschlein, daß es allein im Neste lag, das es sonst mit dem Jungknecht geteilt. Auch Christians Bett war leer. Dem Büblein ward ungut zumute, denn hinter seinem zausigen Schädel erhob sich ein schauderhafter Gedanke. Da vernahm er des alten Peterle Kreistens und Hüstels.

„Stefele,“ fragte der, „is scho' in der Früah?“

Der Alte sah den Tag nimmer hereinleuchten, er war fast erblindet in seinem dumpfen Stallwinkel.

Und der Stefele antwortete aufgeregt: „Helliger Tag is und fa Mensch rührt sich, — eppan, daß gar wieder die Franzosen im Anrucken sein, wie der Korle amal verzählt hat, — und die Leut' sein uns davon!“

„Herbigardio, Buel! 's sege kunt mangare wofl sein . . . Mach lei g'schwind, daß wir weiterkemmen!“

Der Franzos schpießt uns auf ba lebendigem Leib!“

So freijcht der wunderliche alte Knecht und rumpelt auf. Doch eben, wie die zwei Einsamen sich so sehr vor den Franzosen fürchten, von denen der Jungknecht einmal Geschichten von seinem Großvater her aus dem Jahre „anno Neune“ erzählt hatte, schlich zur Stalltür der Korle herein.

„Was is denn heunt, daß si nix rührt?“ fragt einfältig der kleine Bub und kraut sich den Kopf.

Darauf erwidert der Korle nichts. Um den Christian fragt er. Aber der Bub weiß nichts. Er gesteht, daß er nichts gesehen und nichts gehört, sondern geschlafen und Wunderständes geträumt habe, — was, das wisse er nimmer.

Wo der Christian stecken mochte? Als davon der Bauer erfahren, sprach er bekümmert: „Häufigt genuag hab' i ihm's gesagt, — aufg'horcht hat er lei nie nix. Wenn er noch lebt, sitzt er leicht schon draußen im Bezirksgericht.“

Bei der Morgensuppe blickte die junge Dirn beständig auf die Tischplatte nieder. Niemand bemerkte es. Der Jungknecht blinzelte. Paar Tage nachher kam die Kunde in das Waldbauernhaus: der Christian sei eingesperrt; die Finkensteiner Jäger hätten ihn erwischt . . .

\* \* \*

Häufig hat der Waldbauer hinaufgepäht zum Berggipf, der über seinen Hochwald ragte. Dort oben lag noch viel Schnee.

„Wenn es nur langsam verbröckelt, nachher is es guat.“ Das war des Bauern bange Tröstung.

Als die Leute aus dem Waldbauernhaus am Osterjamstag von der Auferstehung aus dem Tode heimwärtschritten, lag es wie nahendes Unheil in der Luft. Von den Hochtauern her trieb der Föhn; düstere Wolkenballen wälzte er über die schwarzen Berge heran.

„Der Wald wird's eppan noch derhalten, — wenn's niedergeh'n sollt!“ Bangend sprach es der Bauer zu seinem Weib. Und das Weib flehte: „Unser Herrgott wird es verhüten und unsere liebe Frau!“

Mitternachts brannten ringsum die Osterfeuer, die Böller trachten, den Festtag verkündend. Am Morgen lag alles wieder im Sonnenglanz.

's Kefele hatte sich in die malerische Tracht der Nelplerin gekleidet; der Korle stand in der kurzen Lebernen und in den grünen Wadelschuhen auf dem Anger. Am jungen Bartsbaum zupfte er und harrete der schmucken Dirn. Dann traten sie selbander den Weg an zur Kirche im Tal.

Als sie vom Waldbauernhause fortgegangen, stutete goldiger Sonnenschein. Die Morgenluft führte das Osterläuten von fernen Kirchen her. Doch als die zwei jungen Menschen unten durch den Waldschaden gingen und hier eine freie Lichtung erreichten, von der sie im Rückschauen das Waldbauernhaus sehen konnten, da erhob sich ein starker Firnwind, der herabstrich über Berge und Wälder, daß die Wipfel der Bäume sich bogen. Die Sonne verlor ihren Glanz, es ward düster. Surren und Sausen erfüllte die Luft.

Das junge Paar hatte geschertzt und geplaudert vom Glück der Liebe. Ein zartes Blütenreiß hat der Korle gepflückt und es dem Kefele an das samtn Leibchen gesteckt. Süßen Dank wollte er dafür. Da begann die Dirn bange zu zittern.

„Hörst du das Sausen?“ fragte sie.

„Der Jaud!“ sagte der Bursch und spähte über die Berge hin.

„Wie's finster wird, — Korle, ich fürcht' mich!“

Der Bursch wendete sein Auge nicht ab. Dort oben war es wie Rauchgewölk aufgefahren. Dann war der Berg lebendig. Das Sausen wurde zum Donner. Und oben im Hochwald über dem einsamen Haus begann es zu knattern, zu schmeltern, trachen.

„Die Lahn!“ schrie der Bursch. Die Rede hatte es ihm erwürgt. Mit starrer Hand wies er die Richtung, wo die weißgraue, stäubende Wolke niederfuhr, daß die Luft schütterte, der Wald bebte.

„Jesus, — Jesus, Maria!“ rief erbleichend das Mädchen. Seine Augen starren hinauf zum einsamen Waldhaus. Es war verschwunden. In der Luft verstäubte der Schnee.

Korle erfaßte das Mädchen und riß es mit sich. Zurück, woher sie gekommen . . .

Und oben grante die Verwüstung.

Durch den Schnee her kam der Bauer mit Weib und Kind. Vor der verschütteten Heimstätte stand die taube Dirn und das Hütbüblein rief nach dem alten Knecht. Der Peterle hat von dem Unglück nichts mehr gesehen. Drinnen in seinem Stallwinkel lag er, die Trümmer deckten ihn zu.

„Alles hin!“ rief der Bauer mit erstickender Stimme. Das Weib rang die Hände zum Himmel.



„Alles hin!“ rief der Bauer mit erstickender Stimme.

„So ein Unglück schickt uns unser Herrgott!“ jammerte es in Verzweiflung. Ergeben neigte es das Haupt zu den Kindern, die sich weinend an die Mutter geklammert.

„Häsherken!“ schluchzte es. „Entfer Hamatle habt's verlorn!“

Trauernd schaute der Bauer über den Walbschlag hinauf. Vor sich hin murmelte er: „Z' schwach is er g'west, der Wald, — niammer derhalten hat er's!“

Die Bergwanderer, die im Sommer durch die Wälder hinaufkamen, fanden das Waldbauernhaus nimmer. Ein öder Trümmerhaufen lag an dem Ort, wo eine Bergbauernfamilie gehaust. Der Bauer hat Grund und Boden an die Herrschaft verkauft. Er ist fort mit Weib und Kind von der Heimstätte, über die nun jedes Frühjahr die Lawinen herabdonnern.

Weit fort.

„Wohin?“ fragten wir.

„Ins Amerika!“

G  
w  
b  
w  
s  
d  
N  
s  
d  
  
G  
h  
a  
D  
a  
  
N  
i  
L  
e  
l  
F  
e  
r  
e  
r  
s  
i  
n  
ü  
b  
e  
r  
d  
e  
r  
g  
e  
b  
W  
a  
B  
e  
s  
n  
i  
s  
t  
f  
ä  
ll  
N  
i  
s  
t  
ü  
b  
e  
r  
B  
a  
u

# Mein Töchterchen



Kathreiners Malzkaffee

*Ich bin 8 Jahre alt, ich heiße  
Lotta, und ich trinke immer  
mit Kathreiners Malzkaffee.*

NOTOPHOT  
KRAFFERDRUCK



**BLB** Karlsruhe

## Aus dem Leben meines Töchterchens.

Alle Eltern wünschen sich schöne Kinder. Daß aber nur gesunde Kinder schön sein können, darüber sind sich die meisten Eltern nicht klar, denn sonst würden sie ihre Kinder gesundheitsgemäß erziehen, sie vor allem — in der Ernährung richtiger behandeln. Wie viel wird hier unbewußt gesündigt! Wie häufig sieht man die kleinen Händchen sich verlangend ausstrecken nach Vaters Bierglas oder Mutters Kaffeetasse! Einmal kosten schadet ja nichts! Aber bei dem einen Male bleibt es nicht und das Kind gewöhnt sich nur zu bald an das, was ihm schadet. Darum ist es notwendig, daß die Eltern mit gutem Beispiel vorangehen und nur das auf den Tisch bringen, was die Gesundheit fördert. Mein Vorsatz und mein Bestreben war stets, meine Kinder gesundheitsgemäß zu erziehen. Solange Lottes ausschließliche Nahrung die Muttermilch bildete, gedieh sie prächtig. Aber bald zeigte es sich, daß krause Härchen auch krausen Sinn bedeuten. Lotte wollte plötzlich keine Milch mehr trinken, auch nicht aus der Flasche oder aus der Tasse. Von Tag zu Tag wurde das Kind elender, wir waren schon ganz verzweifelt. Da empfahl uns der Arzt, Kathreiners Malzkaffee in Milch zu kochen und mit einem Male war der Widerwille meiner Kleinen gegen Milch behoben. Sie trank auf diese Weise täglich das nötige Quantum Milch, ihr Körpergewicht nahm andauernd zu und sie entwickelte sich zu unserer Freude. Ihrer Vorliebe für Kathreiners Malzkaffee blieb sie treu, noch heute ist er ihr liebstes Getränk. Neuerdings macht sie sogar ihre ersten Kochversuche mit Kathreiners Malz-

kaffee. Sehr geschickt versteht sie ihn schon so zuzubereiten wie er ihr am besten schmeckt. Wehe wenn sich jemand nicht genau an die auf jedem Paket stehende Kochvorschrift hält. Er muß Lottes höchsten Zorn fühlen. Ich habe sie kaum jemals so ungnädig gesehen wie damals, als Lina, unser neues Mädchen, gebrannte Gerste statt Kathreiners Malzkaffee gekauft hatte und Lotte abnungslos diesen Trank vorgefetzt bekam. Kaum hatte sie einen Schluck davon getrunken, als sie auch schon den Unterschied merkte. In höchst temperamentvoller Weise machte sie dann der Lina klar, daß Kathreiners Malzkaffee niemals lose verkauft würde und daß ihr nichts so gut schmecke wie Kathreiners Malzkaffee. Sie wolle nur diesen trinken, und wenn die Lina sich von dem Kaufmann etwas anderes geben ließe, vielleicht weil sie etwas „zu“ bekomme, dann wäre sie ganz böse auf die Lina und würde sich ihren Kathreiner lieber immer selber kaufen. Nichts macht ihr nämlich mehr Spaß, als wenn sie zum Kaufmann gehen und Kathreiners Malzkaffee einkaufen darf. Mit wichtiger Miene prüft sie genau, ob ihr auch das echte Paket mit dem Kneipp-Bild eingehändigt wurde. Sollte die bekannte Kathreiner-Packung auch noch so täuschend nachgeahmt sein, Lotte unterscheidet doch sofort das echte vom falschen Paket. Mit klaren Augen schaut mein kleines Mädel ins Leben, — mein Prachtmädel, dem hoffentlich auch später die jungen Mädchenkrankheiten, wie Bleichsucht und dergleichen, nichts werden anhaben können. W. S.

## Drahtlose Telegraphie.

(Standrede).



Der Hinkende hatte es sich am großen runden Stammtisch im Gastzimmer des Löwenwirts bequem gemacht. „Grüß' Euch Gott, Ihr Mannen! Alleweil noch fidel und gesund beieinander?“ wandte er sich an die Tafelrunde und betrachtete mit Wohlgefallen den Schoppen, den der Wirt vor ihn hinstellte.

„'s ist schon wieder ein Elfer, Hinkender,“ meinte der Löwenwirt. „Noch ein junger Wein, aber er macht seinem Namensvetter aus dem großen Kometenjahr alle Ehre.“ „Ah so!“ lächelte der Hinkende und ließ seinen Blick über die gutbesetzte Tafelrunde gleiten. „Daher auch der rege Besuch bei Euch. Wo es ein gutes Tröpflein zu saugen gibt, da darf unser verehrter Herr Doktor, der Peter Frits, natürlich nicht fehlen. Da läßt er seine Messer und Schröpfköpfe einfach im Stich. Und auch der Herr Schullehrer findet trotz der schlechten Zeiten Gelegenheit, zum Schöppllein zu kommen.“

Der Lehrer erhob sein Glas und trank dem Hinkenden freundlich zu. „'s ist ein Elfer, Hinkender,“ jagte er, „und das entschuldigt viel.“

Der Hinkende nahm sein Glas und tat dem Lehrer Bescheid. „Nichts für ungut, Herr Lehrer. Es ist Euch wohl vergönnt, nach des Tages Arbeit ein Schöppllein auszustechen. Aber wen haben wir denn da noch? Wirklich einmal ein fremdes Gesicht am Stammtisch vom Löwenwirt.“

„Es ist der Klavierstimmer, Hinkender,“ sagte der Löwenwirt. „Ich mußte mein Instrument doch einmal stimmen lassen.“

„Das ist gut, Löwenwirt, daß Ihr Euren alten Klimperkasten endlich einmal wieder in Ordnung gebracht habt. Aber Euer Wein ist das Allerbeste an Euch.“

Während der Hinkende den Wein mit bedächtigen kleinen Schlücken prüfte, zog der Barbier Peter Frits ein Formular aus seiner Tasche.

„Sagt einmal, Hinkender,“ hub er an, nachdem der Alte das Glas abgesetzt hatte, „Ihr könnt doch so mancherlei erklären. Vielleicht erzählt Ihr mir auch, was das hier bedeuten soll.“

Und damit schob er das Blatt über den Tisch. Es war ein gewöhnliches Telegrammformular, adressiert an Herrn Barbier Peter Frits. Aber dann stand auf der Textseite: Funkentelegramm vom Dampfer «Cap Blanco» aufgenommen durch Station Norddeich. Und dann kam erst das Telegramm. Der Hinkende ließ seine Blicke über das Papier gleiten. Aber der Peter Frits war allzu ungeduldig, um warten zu können.

„Ja, hört einmal, Hinkender!“ brach er los, „das ist doch sicher eine Fopperei. Der Enderle, von dem der Wisch kommen soll, ist vor zehn Tagen von Hamburg nach Südamerika, nach Rio de Janeiro abgefahren. Er muß jetzt schon tief im Atlantischen Ozean stecken. Wie kann er mir da noch ein Telegramm schicken? . . . Ich weiß, was Ihr sagen wollt,“ fuhr er auf, als der Hinkende sich zu einer Antwort anschickte. „Drahtlose Telegraphie. Das steht ja auch auf dem Dings drauf. Aber denkt einmal, der Dampfer macht jeden Tag ungefähr dreihundert Kilometer. Das macht bare dreitausend Kilometer. Das ist doch ganz ausgeschlossen. Ich habe immer gehört, daß die Schiffe etwa fünfzig deutsche Meilen weit durch die Luft telegraphieren können und nicht weiter.“

Der Hinkende lächelte und machte sich an seinem Glase zu schaffen.

„Ihr seid sonst ein moderner Mann, Peter Frits,“ sagte er, „aber diesmal seid Ihr doch ein wenig hinter der Weltgeschichte zurückgeblieben. Gerade der Dampfer «Cap Blanco», der immer die neuesten Apparate bekommt, auf dem gewissermaßen die neuesten Erfindungen ausprobiert werden, hat schon mehr geleistet. Er hat selber bis über dreitausendfünfhundert Kilometer Telegramme gesendet und bis auf sechs-tausend Kilometer solche von den großen deutschen Landstationen aufgenommen.“

Peter Frits machte ob dieser Mitteilung ein verblüfftes Gesicht. „Das ist allerdings kolossal,“ rief er. „Das habe ich im einzelnen nicht so genau verfolgt. Hört einmal, Hinkender, Ihr könntet uns überhaupt etwas mehr von der Geschichte erzählen. Der Löwenwirt weiß sowieso nicht, wie die Sache zusammenhängt.“

Der Löwenwirt warf dem Peter Frits einen wenig schmeichelhaften Blick zu.

„Nach Eurer Erklärung, Peter Frits, konnte man freilich nicht klug daraus werden. Ihr habt uns etwas von großen Funken erzählt, die durch die Lüfte fliegen, und nachher wurde Eure Geschichte ganz dunkel.“

Der Hinkende sah sich den dicken lügenhaften Barbier belustigt an.

„Ei, ei! Herr Doktor habt Ihr wieder einmal lateinisch gesprochen?“ sagte er dann. „Da wird es wohl not tun, daß wir die Ansichten ein wenig klären.“

Löwenwirt, gebt mir noch einen Schoppen von diesem Elfer, und dann wollen wir uns das Thema vornehmen.“

Der Wirt brachte das Verlangte und der Peter Fritz, noch ein wenig verlegen, aber doch recht neugierig, setzte sich erwartungsvoll in Positur.

„Also zunächst eine Preisangabe,“ begann der Hinkende. „Ihr kennt doch den alten Martin und wißt, daß der arme Kerl taub und blind ist. Nun stellt Euch einmal vor: der Martin säße draußen mitten auf dem Gemeinbeanger und sollte irgendwie und auf irgendwelche Weise wahrnehmen, wann die Kirchenglocke im Dorf geläutet wird.“

Der Peter Fritz und der Löwenwirt sahen sich verwundert an.

„Das ist doch ganz ausgeschlossen, Hinkender,“ riefen sie dann wie aus einem Munde. „Das geht doch nicht. Der arme Martin kann doch weder hören noch sehen.“

„Da habt Ihr recht,“ erwiderte der Hinkende. „Der Martin ist taub, er hat keinerlei Sinn für Schallwellen; er besitzt kein Organ, um die Klänge, die von der Glocke her durch die Luft kommen, wahrzunehmen. Und der Mann ist auch blind; er ist also unempfindlich gegen die Lichtwellen; er kann auch nicht etwa mit den Augen sehen, wann die Glocke im Turme schwingt. Aber so, wie es ihm mit Licht- und Schallwellen geht, so geht es uns allen mit den elektrischen Wellen. Wir besitzen keinerlei Sinn, um sie unmittelbar wahrzunehmen. Für die Elektrizität sind wir alle blind und taub.“

„Oho!“ rief der Peter Fritz. „Ich merke doch aber, wenn es blitzt, und das ist zweifellos Elektrizität.“

„Ihr irrt Euch, Peter Fritz,“ entgegnete der Hinkende. „Ihr seht Licht, wenn ein elektrischer Funke Luftteile bis zur Weißglut erhitzt hat, und Ihr hört den Donner, wenn der elektrische Funke die Luft zu gewaltigen Schallwellen aufpeitscht. Die Elektrizität selber könnt Ihr nicht wahrnehmen.“

Der Barbier sah mißmutig in sein Schoppen-glas und der Hinkende fuhr fort: „Also für die Elektrizität sind wir blind und taub. Und nun zu unserer Aufgabe zurück. Wie könnte man den alten Martin wohl die Glocken merken lassen?“

Auf diese Frage konnte niemand am Tische Antwort geben. Da wandte sich der Hinkende an den Klavierstimmer: „He, Stimmer, Ihr habt doch Eure Gabel noch da? Wollt Ihr sie mir einmal ein wenig anvertrauen?“

Der Klavierstimmer machte sich an seinem Bündel zu schaffen. Dann holte er eine ziemlich große stählerne Gabel hervor und gab sie dem Hinkenden.

„Nun seht einmal an, Ihr Mannen,“ sagte der, nachdem er die Gabel eine Weile prüfend betrachtet und leicht angeschlagen hatte. „Das hier ist eine Stimmgabel, und zwar ist sie auf den sogenannten «Pariser Kamerton» gestimmt. Das heißt, wenn ich diese Stimmgabel irgendwo anschlage, so schwingen ihre beiden Zinken in jeder Sekunde 435 mal hin und her.“

Nach diesen Worten schlug der Hinkende die Gabel gegen die Tischkante, setzte sie auf die Tischplatte und deutlich war der Ton zu hören.

„Na,“ meinte der Löwenwirt, „eine Stimmgabel, das ist nun gerade nichts Neues. Damit hat der Stimmer hier den ganzen Vormittag umhergewirtschaftet.“

„Wer weiß,“ meinte der Hinkende geheimnisvoll. „Vielleicht bietet sie Euch doch noch manches Neue. Hört einmal, Stimmer! setzt Euch doch an das Klavier und schlägt einmal das eingestrichene a an. Wir können bei der Gelegenheit gleich feststellen, ob Ihr sauber gestimmt habt.“

Kopfschüttelnd tat der Stimmer, wie ihm geheißen wurde. Der Hinkende aber rückte dicht neben den Peter Fritz und hielt ihm die Stimmgabel mit der einen Zinke ganz leicht gegen die Backe.

Wieder schlug der Stimmer den Ton an und fast gleichzeitig fuhr der dicke Barbier zurück und begann sich seine Backe zu reiben.

„Das kitzelt ja abscheulich, Hinkender,“ rief er dabei. „Was ist denn in die Gabel gefahren?“

„Nun beruhigt Euch erst einmal, Peter Fritz, und dann wollen wir das Experiment ein wenig anders machen.“

Und wieder hielt der Hinkende die Stimmgabel dem Peter Fritz gegen die Wange.

„Nun spielt einmal langsam die Tonleiter vom eingestrichenen c nach oben,“ rief er dem Stimmer zu. „Spielt langsam und laut! Gebraucht das Pedal!“

Der Stimmer tat, wie ihm geheißen war. Langsam und kräftig drangen die Töne vom Klavier zum Tische herüber. Aber kaum erscholl das eingestrichene a, als der Peter Fritz auch schon wieder mit seiner Backe von der Gabel zurückfuhr.

„So,“ sagte der Hinkende. „Jetzt werdet Ihr vielleicht ahnen, auf welche Weise man den alten blinden und tauben Martin die Glocke merken lassen könnte. Man müßte ihm eine Stimmgabel auf die empfindliche Haut legen, die genau auf den Glockenton abgestimmt ist.“

Inzwischen war der Stimmer an den Tisch zurückgekommen. „Wieso meint Ihr das?“ fragte er.

„Also werden wir jetzt streng wissenschaftlich,“ erwiderte der Hinkende, „und erklären wir die Dinge physikalisch. Was habe ich hier in der Hand?“

„Nun, doch eine Stimmgabel,“ meinte der Peter Fritz.

„So sagt Ihr, Peter Fritz, und Ihr redet, wie Euch der Schnabel gewachsen ist, ich aber sage, ich habe hier ein mechanisches System mit einer ganz bestimmten Eigenschwingung.“

„Hinkender, jetzt werdet Ihr gelehrt,“ sagte der Barbier und trank mit einem tiefen Seufzer seinen Schoppen aus.

„Aber ganz und gar nicht, Peter Fritz! Diese Stimmgabel ist doch ein mechanisches System. Das heißt, sie besitzt die hauptsächlichsten mechanischen Eigenschaften der Schwere und der Elastizität. Und sie besitzt ferner infolge dieser Eigenschaften eine ganz

bestimmte Art von Eigenschwingung. Ich kann sie so oder so oder so anschlagen, ich kann ihr irgendwo und irgendwie einen Stoß versetzen, immer wird sie mit 435 Schwingungen in der Sekunde vibrieren, immer wird sie den «Kammerton» erklingen lassen.“

„Ach, so meint Ihr das, Hinkender?“ sagte der Barbier gedankenvoll. „Also gut, ich nehme Eure Belehrung an. Diese Stimmgabel ist also ein System mit einer bestimmten Eigenschwingung. Man wird gelehrt wie ein Professor, Hinkender, wenn man sich mit Euch was erzählt.“

Der Hinkende drohte mit dem Finger. „Nehmt nur Eure Gedanken zusammen, Peter Fritz, denn Ihr müßt heute noch mehr Weisheiten aufnehmen. Ihr habt doch gemerkt, daß die Gabel Euch jedesmal kitzelte, wenn auf dem Klavier der Kammerton angeschlagen wurde?“

„Weiß Gott! das habe ich,“ rief der Barbier und fuhr sich noch einmal über die Wange.

„Ihr habt es,“ erklärte der Hinkende weiter, „weil nach den Gesetzen der Resonanz die Gabel jedesmal ins Mitschwingen geraten mußte, wenn ihr Eigenton auf dem Klavier angeschlagen wurde. Die Gabel blieb stumm, solange irgendwelche andern Töne gespielt wurden. Sobald aber vom Klavier her die Luftwellen in einem Rhythmus von 435 Schwingungen pro Sekunde zu ihr hindrangen, wurde sie dadurch in Bewegung gesetzt, geriet sie ins Schwingen. Das ist das allgemeine physikalische Gesetz von der Resonanz.“

„Und nun wollen wir den Sprung von der Musik zur drahtlosen Telegraphie machen. Auch für die Elektrizität gilt ohne weiteres und unbedingt das Gesetz von der Resonanz.“

„Ich denke, da gilt bloß der Funke,“ brummte der Peter Fritz. „Und je mächtiger der Kracht, desto besser ist die Sache.“

„Herr Doktor, Ihr seid heute einmal wieder ganz gehörig auf dem Holzwege,“ sagte der Hinkende. „Ich sehe, wir müssen doch noch ein wenig bei der Musik bleiben. Denn die drahtlose Telegraphie ist mit der

Musik eng verwandt, und die Gesetze der einen Wissenschaft oder Kunst gelten auch für die andere. Wenn ich hier diesen Hammer nehme und damit gehörig auf den Tisch schlage, was habe ich da?“

„Einen Krach und zwar einen ganz gehörigen,“ schrie der Löwenwirt. „Haltet damit ein, Hinkender, die Gläser haben schon verdächtig geklirrt.“

„Aha, Löwenwirt!“ rief der Hinkende, „Ihr beobachtet ganz gut. Also der Hammerschlag, das ist

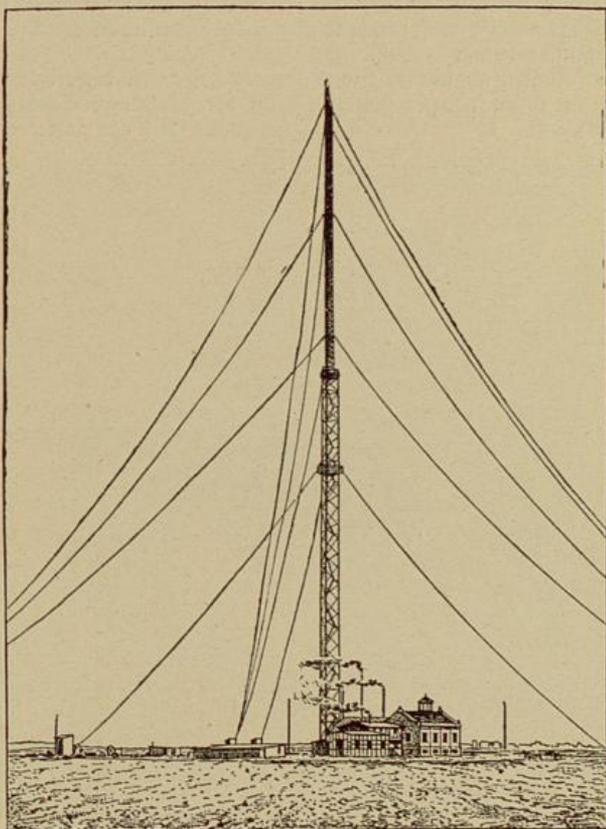
so etwa der elektrische Funke, für den der Peter Fritz schwärmt. Der macht nur Krach und Skandal, aber keinerlei Musik. Die Gläser aber, die auf dem Tische standen, haben dabei geklirrt. Das war immerhin schon ein Ton, wenn auch gerade kein sehr schöner. Und nun schlägt einmal eine Klaviertaste an.

Durch die Taste bewegt Ihr ja auch nur einen Hammer. Und doch bekommt Ihr auf dem Klavier einen schönen musikalischen, langanhaltenden Ton und hier auf dem Tisch nur einen kurzen mißtönenden Krach.“

„Hm! ja —“ sagte der Peter Fritz und kratzte sich nachdenklich hinter dem rechten Ohr. „Da habt Ihr wirklich recht, Hinkender. In beiden Fällen ist es ein Hammerschlag, und der Erfolg ist grundverschieden.“

„Ich will Euch sagen, warum,“ fuhr der Hinkende fort. „Im Klavier trifft der Hammer eine Saite, das heißt ein Ding mit einer bestimmten Eigenschwingung. Diese Saite nimmt den Hammerschlag, den Anstoß, also eine gewisse Portion mechanischer Arbeit auf und setzt sie dank ihrer festliegenden Eigenschwingung in gleichmäßige Luftwellen, in einen reinen musikalischen Ton um. Die Tischplatte dagegen hat keine ausgesprochene Eigenschwingung und so wird die Hammerarbeit hier nur zu einer einmaligen, sehr kurzen und sehr unregelmäßigen Aufwirbelung der Luft benutzt, die unser Ohr nicht mehr als Musik, sondern als ganz gemeinen Lärm empfindet. Ist das klar, Peter Fritz?“

„Es ist klar, Hinkender,“ stöhnte der Barbier ermattet. „Aber ich muß schnell noch einen Schoppen trinken, damit es auch auf die Dauer klar bleibt.“



Großstation Rauen bei Berlin (Ausführung vor dem 30. März 1912).

„Ich werde Euch dabei Gesellschaft leisten, Peter Fritz,“ sagte der Hinkende. „Und nun können wir es wohl riskieren, das, was wir bei der Musik gefunden haben, auf die Elektrizität zu übertragen. Da haben wir also zuerst den kräftigen krachenden elektrischen Funken, der in einem Stromkreise irgendwie hervorgerufen wird. Das ist sozusagen der Hammerschlag, der grobe elektrische Anstoß. Und dann brauchen wir einen anderen elektrischen Stromkreis, auf den dieser Anstoß wirkt. Dieser zweite Kreis läßt sich mit der Klavierfalte vergleichen. Er muß ebenso wie diese eine bestimmte Eigenschwingung besitzen. Die Elektrizität, die durch den Funken aufgewirbelt wird, muß in diesem Kreise in einem ganz bestimmten Rhythmus hin und her fluten.“

„Und dann, Peter Fritz ... ja wir müssen doch noch einmal zum Klavier zurückgehen. Ihr wißt doch, daß in dem Klavier eine große elastische Holzplatte, der Resonanzboden, steckt. Wenn der nicht da wäre, so würde das Klavier so dünn wie eine Bettelsuppe klingen und wäre kaum im nächsten Zimmer zu hören. Der Resonanzboden nimmt die Schwingungen der angeschlagenen Saite auf und teilt sie mit seiner großen Fläche der umgebenden Luft ganz anders mit, als es die dünne Saite

jemals vermöchte. Ich kann Euch die Sache auch mit der Stimmgabel vormachen. Ich schlage sie an und Ihr hört den Ton nur ganz leise. Und nun setze ich sie auf die Tischplatte, und der Ton wird deutlich vernehmbar. So brauchen wir nun bei der drahtlosen Telegraphie auch noch eine Art Resonanzboden, eine Vorrichtung, welche die elektrischen Schwingungen der umgebenden Luft oder richtig gesagt dem feinen Lichtäther, der den ganzen Raum erfüllt, mitteilt. Wir brauchen ein Strahlungsgebilde, das die erzeugten elektrischen Schwingungen in den Raum kräftig ausstrahlt.“

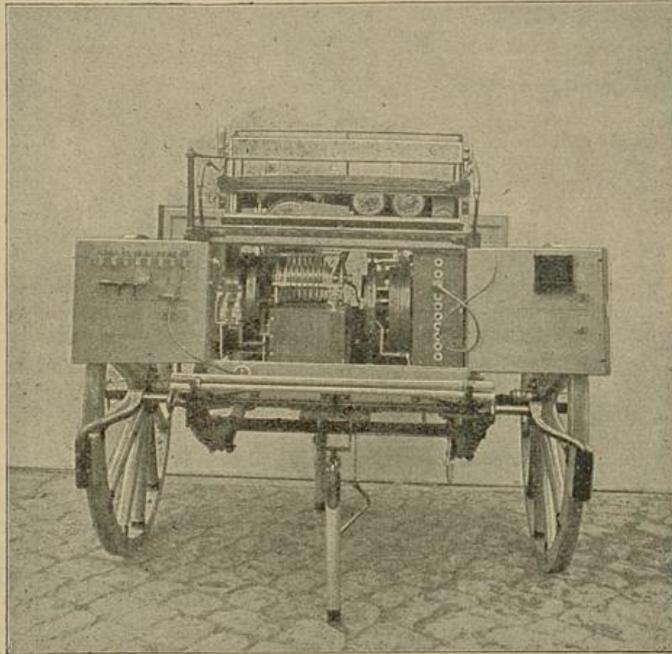
Als der Hinkende diese Rede geschlossen hatte, tat der Barbier abermals einen tiefen Seufzer und steckte dann seine rosig glühende Nase in sein Schoppenglas. Der Lehrer aber, der bis dahin

schweigend zugehört hatte, mischte sich jetzt in das Gespräch.

„Hinkender, ich habe Euch verstanden,“ rief er. „Wir brauchen also in einer Station für drahtlose Telegraphie einen Funken, das ist der Klavierhammer. Wir brauchen einen elektrischen Kreis, in welchem die Funkenarbeit in gleichmäßige gewissermaßen musikalische elektrische Schwingungen umgesetzt wird, das ist die Klavierfalte. Und wir brauchen endlich einen Gegenstand, durch den diese elektrischen Schwingungen ausgestrahlt werden, gewissermaßen den Resonanzboden.“

„Richtig,“ fiel der Hinkende dem Lehrer ins Wort. „In der drahtlosen Telegraphie nennt man diesen elektrischen Resonanzboden die «Antenne» oder den

Luftleiter. Ihr habt sicherlich schon solche Luftleitergebilde gesehen. Es sind Drahtleitungen, die hoch in die Lüfte ragen und die Schwingungen in den Raum weit hin ausstrahlen. Hier kann ich Euch eine Abbildung solcher Antenne zeigen. Hier habt Ihr den Luftleiter der Großstation in Nauen. Der Mast war zuerst hundert Meter hoch. In den Novemberwochen des Jahres 1911 gelang es, noch weitere hundert Meter Eisenkonstruktion aufzubringen, obwohl starke Stürme den Bau nicht wenig



Fahrbare Militärstation, Senderseite.

erschweren. Am 30. März 1912 legte ein orkanartiger Weststurm das stolze Bauwerk nieder. Bereits im April begann man jedoch wieder mit dem Neubau in verstärkter Form auf der alten Stelle, und schon im Sommer 1912 war der neue Turm wieder in Betrieb. Die Luftleiter wirken auf den Neuling natürlich zunächst am meisten. Sie sind gewiß auch unentbehrlich. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie eben nur ein Teil jenes gewaltigen elektrischen Musikinstrumentes sind, als welche wir jede drahtlose Station auffassen müssen, eines Musikinstrumentes, das einzig und allein den Zweck hat, möglichst reine und kräftige elektrische Töne in den Raum zu strahlen.“

„Dann ist eine drahtlose Station also sozusagen ein elektrisches Klavier,“ warf der Lehrer ein.

„Das könnt Ihr sagen,“ rief der Hinkende. „Ihr könnt sie aber auch eine elektrische Geige oder eine elektrische Orgel nennen. In jedem Falle aber ist sie ein vollkommenes Instrument, das reine ungedämpfte elektrische Töne liefert. Die moderne Station ist das. In früheren Jahren freilich, als die Technik noch im Anfange war, traf das nicht zu. Da konnte man solche Station höchstens mit einer Negermaultrummel oder einer Pauke vergleichen, die ja beide musikalisch nicht sehr hoch stehen. Und dementsprechend war auch die Wirkung und die Reichweite dieser alten Stationen nur gering.“

„Ich wußte doch,“ rief der Peter Frits, „daß man damals nicht auf dreitausend sondern nur auf dreihundert Kilometer kam.“

„Sehr richtig,“ warf der Hinkende ein. „Aber

dieselbe elektrische Eigenschwingung besitzt, wie die gebende Station. Wir brauchen einen Stromkreis, der dort auf der Empfängerstation nach dem Gesetz der Resonanz sofort in elektrische Schwingungen gerät, wenn die Geberstation elektrische Wellen in den Raum sendet.“

„Richtig, Herr Lehrer!“ sagte der Hinkende. „Ihr habt ausnehmend recht. Aber nun weiter.“

„Nun weiter,“ rief jetzt der dicke Barbier listig schmunzelnd und legte den Finger auf die Nase. „Weiter ist die Geschichte doch ganz einfach. Wenn der Kreis auf der Empfängerstation ordentlich schwingt, läßt man sich von ihm auf der Bäckertügel.“

„O weh, Peter Frits! das durfte nicht kommen. So einfach ist die Sache doch nicht. Aber das wollen



Hinkenwagen im Betrieb.

nun wollen wir zum zweiten Teil unserer Geschichte kommen. Wir haben jetzt die elektrische Geberstation, mit der wir sozusagen elektrische Töne, elektrische Wellen in den Raum senden können. Diese elektrischen Klänge verbreiten sich ebenso, wie die Klangwellen einer läutenden Glocke nach allen Richtungen hin durch den Raum. Hätten wir einen elektrischen Sinn, ein elektrisches Ohr, oder ein elektrisches Auge, so wären wir nun mit unserer Kunst fertig und brauchten nichts weiter. Ein jeder könnte die elektrischen Klänge direkt vernehmen wie die Töne einer Glocke. So aber geht es uns, wie dem alten Martin. Wir sind für die elektrischen Wellen blind und taub.“

„Hinkender,“ rief der Lehrer, „ich weiß, was uns not tut. Ich kann es Euch erzählen, was wir auf der andern Station, der Empfängerstation, gebrauchen.“

„Nun schießt los.“

„Nichts einfacher als das, Hinkender. Wir brauchen auf der Empfängerstation einen Kreis, der genau

wir festhalten, daß auch auf der Empfängerstation zunächst einmal eine Art Resonanzboden, das heißt ein ordentlicher Luftleiter vorhanden sein muß, der die elektrischen Wellen, die da durch den Raum kommen, gewissermaßen einsaugt und auffängt. Und dann zweitens einen Stromkreis, der genau die elektrische Eigenschwingung dieser Wellen besitzt, der musikalisch gesprochen, genau auf den Ton der Geberstation abgestimmt ist. Der klingt elektrisch im Tone der Geberstation, sobald diese elektrische Wellen sendet. Aber an die Bäckertügel, verehrtester Herr Doktor, können wir uns diesen Stromkreis nicht so ohne weiteres.“

„Ich glaube, da kann ich aber Auskunft geben,“ meinte jetzt der Lehrer. „Ich habe davon gehört, daß man da noch einen besonderen Apparat gebraucht.“

„Da gibt es doch den Fritter, von dem bei der drahtlosen Telegraphie immer die Rede ist. Ich kenne solch ein Ding, Hinkender! Es ist ein Glasröhrchen, in dem sich zwischen zwei Metallkolben oder Stöpseln

ein wenig feines Metallpulver befindet. Unter dem Einfluß der elektrischen Schwingungen backt oder frittet das Metallpulver leicht zusammen und läßt nun den Strom eines kleinen galvanischen Elementes hindurchgehen, mit dem man weitere Zeichen geben kann.“

Der Hinkende hatte den Lehrer ruhig aussprechen lassen.

„Nein, mein Verehrtester,“ meinte er jetzt. „Eure Kenntnisse in dieser Sache sind doch nicht vom neuesten Datum. Der Fritter war in früherer Zeit einmal ein ganz nützliches Ding. Anno dazumal, als die elektrischen Geberstationen noch nicht vollkommene elektrische Musikinstrumente waren, sondern allershöchstens gemeine Kesselpauten, die nach dem Rezept von Peter Frits einen dumpfen elektrischen Krach nach dem andern in die Ferne sandten. Jetzt dagegen hat man in den Empfangsstationen die sogenannten Detektoren.“

„Ihr meint wohl, Detektive, Hinkender,“ warf der Peter Frits ein. „Einen Detektiv hatten wir erst vor drei Wochen hier. Der war auf der Suche nach einem durchgebrannten Kassierer.“

Der Hinkende trank sein Glas aus und schmunzelte.

„Ein Detektiv ist ein Mensch, der etwas entdecken und herausbekommen soll,“ erklärte er dann ruhig weiter, „und ein Detektor ist ein Apparat, der auch etwas entdecken und festhalten und weiter abliefern soll. Freilich keinen Kassierer, sondern die feinen und schnellen elektrischen Schwingungen, die im Draht der Empfangsstation auftreten. Und solch ein Detektor ist ein sehr einfacher Apparat. Wenn ich beispielsweise diesen gut gespitzen Graphitbleistift hier mit der Spitze locker auf diesem silbernen Zweimarkstück aufliegen lasse, so habe ich bereits einen ganz erträglichen Detektor, den man zur Not benutzen könnte. In der Praxis besteht der Detektor aus einer feinen Spitze aus Graphit oder Metall, die auf einer Platte aus einem Mineral, gewöhnlich aus Bleiglanz, locker aufliegt.“

„Und was hat dieser Detektor nun für einen Zweck?“ fragte der Lehrer.

Der Hinkende schöpfte Atem und bestellte sich ein neues Glas.

„Dazu,“ sagte er dann, „müssen wir uns einmal die elektrischen Wellen etwas genauer betrachten. Wir sagten vorhin, daß der Kammerton in der Musik in der Sekunde 435 Schwingungen macht. Bei den elektrischen Wellen aber müssen wir mit ganz anderen Zahlen rechnen. Da haben wir bei den elektrischen Tönen, die so bei der landläufigen Wellentelegraphie benutzt werden etwa 1,5 bis 2 Millionen Schwingungen in der Sekunde.“

„Alle Wetter!“ schrie der Peter Frits dazwischen, „habt Ihr Euch auch nicht um ein paar Schwingungen verzählt?“

„Ganz und gar nicht, Peter Frits,“ rief der Alte. „Ihr werdet aber selber einsehen, daß man mit einer so gewaltigen Schwingungszahl nicht recht etwas anfangen kann. Beispielsweise würde ein Telephon

auf diese rasend schnellen Wechselströme gar nicht ansprechen. Und wenn es anspräche, würden wir nichts hören. Denn das menschliche Ohr kann im allergünstigsten Falle noch Töne von 30000 Schwingungen wahrnehmen, und das sind bereits jene nervenzerreißenden hohen Quietschtöne, die beispielsweise entstehen, wenn man mit dem Messer auf dem Teller abrutscht. Aber deswegen haben wir den Detektor. Die Uebergangsstelle zwischen Metall und Mineral besitzt die merkwürdige Eigenschaft, daß sie die Elektrizität nur in einer Richtung ungebremst passieren läßt. Der Detektor verwandelt daher diesen unheimlich schnell hin und her schwappenden Strom in einen Gleichstrom. Er verwandelt einen beliebig langen Zug solcher schnellen Wellen in einen gleichmäßig verlaufenden Stromstoß. Schalten wir also nun hinter den Detektor ein Telephon, so werden wir jetzt etwas hören. Wir könnten aber auch ein hochempfindliches Galvanometer hinter den Detektor setzen und würden dann unter dem Einfluß längerer von der Geberstation ankommender Töne einen Ausschlag der feinen Galvanometernadel beobachten können.“

Der Peter Frits kratzte sich nachdenklich den Schädel. Der Lehrer aber sagte: „Ganz klar ist mir die Sache doch noch nicht, Hinkender. Ich will Euch alles aufs Wort glauben. Der Detektor soll also diese Wechselströme, die da durch die elektrischen Wellen in der Empfängerstation entstehen, in Gleichstrom verwandeln. Aber wenn ich Gleichstrom in ein Telephon leite, so höre ich doch nur ein kurzes Knacken in dem Moment, wo ich den Strom einschalte, und ich höre noch einmal solch Knacken, wenn ich den Strom wieder unterbreche. Der Gleichstrom selber aber durchfließt doch das Telephon, ohne irgendwie einen Ton hervorzurufen. Nicht wahr, Hinkender, das ist doch auch sonnenklar. Ein gleichbleibender Strom wird die Membrane des Telephons gleichmäßig festhalten, aber er wird sie nicht in Schwingungen oder Vibrationen versetzen, die für die Tonerzeugung unentbehrlich sind.“

„Da habt Ihr recht, Herr Lehrer,“ erwiderte der Hinkende. „An Euch ist wirklich ein Physikprofessor verloren gegangen. Aber Ihr habt nur eines nicht berücksichtigt, daß nämlich die Vorgänge, die wir hier lang und breit besprochen haben, sich in Tausendsteln einer Sekunde abspielen.“

Der Hinkende schwieg einen Augenblick.

„Wir kommen um die Sache nicht herum, nachdem der Herr Lehrer den Einwand gemacht hat,“ sagte er dann. „Ich muß Euch doch die neueste und größte Erfindung auf dem Gebiet der Wellentelegraphie auseinandersetzen, nämlich die Erfindung oder Entdeckung der tönenden Löschfunken. Aber dazu, Löwenwirt, bringt mir einen neuen Schoppen.“

„Also wir haben die Geberstation der Wellentelegraphie vorhin mit einem Klavier verglichen. Aber auch dieser Vergleich ist durch die tönenden Löschfunken schon überholt. Heute müssen wir zum vollkommen zutreffenden Vergleich das edelste Musikinstrument, nämlich die Geige heranziehen. Nun, Herr

Lehrer, getraut Ihr Euch wohl nach dem, was wir hier besprochen haben, einmal die Geige mit einer elektrischen Geberstation zu vergleichen?"

Der alte Lehrer wiegte ein paar mal sinnend das Haupt. „Wißt Ihr wohl, Hinkender,“ hub er dann an, „daß ich meine liebe alte Geige seit vierzig Jahren hege und pflege. Da sollte ich sie wohl kennen und darf den Vergleich wohl versuchen. Also das ist ja klar, daß der hölzerne Geigenkörper, der die Töne in den Raum strahlt, wieder dem elektrischen Luftleitergebilde entspricht. Und die in einem bestimmten Ton schwingende Geigenfalte ist natürlich ebenso wie die klingende Klavierfalte dem abgestimmten elektrischen Schwingungskreis auf der elektrischen Geberstation zu vergleichen . . . . Aber dann, ja dann beginnen wohl die Unterschiede. Die Klavierfalte wird einmal mit dem Klavierhammer angeschlagen. Das entspricht ja dem elektrischen Anstoß durch einen ordentlichen Funken. Ueber die Saite dagegen streiche ich mit dem Bogen. Ja, Hinkender, was wird denn nun das bei der elektrischen Station?"

„Ihr habt den Vergleich richtig durchgeführt,“ erwiderte der Hinkende. „Die Geigenfalte wird mit dem gut kolophonierten Bogen gestrichen.

„Dem bloßen Auge erscheint es so, als ob der Bogen gleichmäßig über die Saite dahinführe. Wenn wir die Berührungsstelle zwischen Saite und Bogen aber durch ein starkes Mikroskop betrachten könnten, würden wir sehen, daß der Bogen einen winzigen Bruchteil einer Sekunde auf der Saite festliegt und sie mitnimmt, daß er dann von ihr abspringt und die Saite zurückschneilt, daß er sie dann von neuem faßt und wieder mitnimmt und so weiter.

„Der Unterschied liegt auf der Hand. Der Klavierhammer gibt der Saite einmal einen Anstoß. Dann schwingt sie weiter und bald verklingt ihr Ton. So haben wir es beim Klavier mit gedämpften Schwingungen zu tun, die verhältnismäßig schnell abklingen. Und ebenso erzeugten die früheren funkentelegraphischen Stationen nur stark gedämpfte elektrische Wellen, die sich schnell verlieren und eben nur gut waren, um den alten Fritter anzustößen.

„Die Geige dagegen gibt, so lange der Bogen über die Saite fährt, einen schönen gleichmäßigen ungedämpften Klang. Viele Male in der Sekunde stößt der Bogen die Saite an, fährt ihr bei jedem Anstoß neue Schwingungsarbeit zu und hält den Ton, dessen Höhe durch die Saite bedingt ist, auf gleicher Stärke.“

„Weiß Gott, Hinkender,“ rief der alte Schullehrer, „Ihr wißt von der Geige mehr als ich.“

Der Hinkende tat einen kräftigen Schluck.

„Übertragen wir die Dinge nun von der Geige auf die elektrische Station,“ fuhr er fort. „Da haben wir an Stelle der alten früheren rohen Funkenstrecke eine besondere neue Anordnung, bei welcher die Elektrizität über viele kleine hintereinanderliegende Funkenstrecken springen muß. Und derart ist die Anordnung getroffen, daß jeder Funke sofort im Moment seines Entstehens dem elektrischen Schwin-

gungskreis seine Arbeit in Form eines elektrischen Wellenzuges übermittelt und dann gleich erlischt. So können bei den neuen Stationen in der Sekunde rund tausend einzelne sauber voneinander getrennte Funken durch die Strecke gehen. Das entspricht den hundert und mehr einzelnen Anstößen, die der Geigenbogen in der Sekunde der gestrichenen Saite erteilt.

„Weil die Funken ihre Arbeit momentan auf den Schwingungskreis übertragen, und dann sofort erlöschen, nennt man sie Löschfunken. Warum sie auch tönende Funken heißen, das werden wir gleich merken, wenn wir nun wieder die Empfängerstation aufsuchen und dort das Telephon ans Ohr nehmen.“

„Aha,“ meinte der Lehrer. „Jetzt kommen wir endlich dahin, wohin wir wollen. Ich will Euch die Sache selber erzählen, Hinkender. Jeder der tausend Funken pro Sekunde ruft in der Geberstation einen Wellenzug hervor, der etwa eine zehntausendstel Sekunde dauert und durch die Luft zur Empfängerstation hinflutet.“

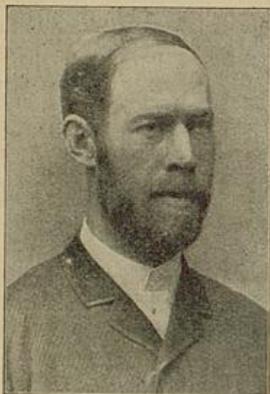
„Ihr habt es erkannt, Herr Lehrer,“ rief der Hinkende. „Aber vergeßt nicht, daß wir 1,5 Millionen elektrische Wellen in der Sekunde haben, daß in einer zehntausendstelsekunde immer noch 750 Wellen durch den Raum fliegen. Ein solcher unmerkbar kurzer Wellenzug aber wird nun durch den Detektor in einen Gleichstromstoß umgewandelt. Das Telephon bekommt entsprechend der Funkenzahl tausend solcher Stöße und so vernehmen wir denn einen klaren hellen und durchdringenden musikalischen Ton im Telephon, der tatsächlich an den Klang einer guten Geige erinnert, einen Ton, der mit irgendwelchen Nebengeräuschen gar nicht zu verwechseln ist, und noch über viele Tausende von Kilometern gehört wird, wo die alten Apparate und Anlagen längst versagten.“

„So! — Jetzt haben wir es, jetzt sind wir hinter die Sache gekommen,“ seufzte der dicke Barbier, der zuletzt still hinter seinem Glase gehockt hatte. „Aber es war ein langwieriger Disput.“

„Das war es, Peter Frik,“ meinte der Hinkende. „Aber es war doch notwendig, das Neuere kennen zu lernen, denn seit 1907, seit der Entdeckung und technischen Durchbildung der tönenden Löschfunken hat sich die Reichweite der Wellentelegraphie rund verzehnfacht. Seht zum Beispiel einmal England. Die Riesenstation in Clifton gibt der englischen Mittelmeerflotte jeden Tag auf drahtlosem Wege ihre Befehle. Und die Stationen auf Malta und in Aden leiten die Befehle weiter bis nach Indien. England hat heute so ziemlich den größten Teil seiner Flotte auf drahtlosem Wege am Bändel.“

„Die französische Militärverwaltung hat bekanntlich den Eiffelturm okkupiert und telegraphiert von dort aus bis tief nach Afrika hinein. Und in Deutschland stehen die beiden Riesenstationen in Norddeich und in Rauen, die über sechstausend Kilometer ihre Botschaften senden. Die deutschen Schiffe an der kanadischen und nordamerikanischen Küste, diejenigen in afrikanischen Gewässern bis zur Bay von Guinea, und diejenigen, die im Persischen Golf oder im ara-

bischen Meer fahren, ja über den Pol hinweg, diejenigen, die in der Beringstraße liegen, können Botschaften von Nauen und Norddeich empfangen.



Professor Heinrich Herz.

folgte nie gedacht, und man hätte nicht geglaubt, wie bald die Wellentelegraphie solche praktische Bedeutung gewinnen würde.

„Heute tragen die meisten Schiffe solche Stationen. Kommen sie in Seesnot, so vermögen sie Hilfe herbeizurufen. Wie oft schon ist der internationale Hilferuf C. Q. D. über die Wasser und durch die Lüfte dahingeeilt und hat Rettung herbeigerufen. Denkt nur an den großen englischen Dampfer, die «Republic», die mit vielen hundert Passagieren an Bord im Nebel eines Novembertages auf dem Atlantic zu sinken begann. Unablässig sandte damals der Tele-



Prof. Max Wien.

graphist die drei Buchstaben C. Q. D. durch die Lüfte und im Laufe weniger Stunden sammelte sich eine hilfreiche Flotte um das sinkende Schiff.“

„Warum gerade C. Q. D.“ fragte der Peter Fritz. „Warum ist das gerade ein Hilferuf?“

„Es sind die Anfangsbuchstaben der Worte des kurzen englischen Satzes: «Come Quick. Danger.» Das heißt auf deutsch: «Kommt schnell. Gefahr.» Für die internationale Verständigung auf See benutzt man ja gern die englische Sprache, mein verehrter Herr Doktor, und darum hat man das Notsignal aus diesen drei Buchstaben zusammen-

gesetzt.“

„Das ist in der Tat überraschend viel,“ rief der Lehrer. „Das hätte man vor fünf Jahren für unmöglich gehalten.“

„Man hätte es,“ fuhr der Sinkende fort. „Man hätte an solche Er-



Prof. Staby.

mühle sein kann, wenn man nur nach der Bilde geht.

„Die Gestänge der drahtlosen Stationen habt Ihr ja schon gesehen, und so will ich Euch jetzt die Bilder derjenigen Leute zeigen, die sich besonders um die Entwicklung der drahtlosen Telegraphie speziell in Deutschland verdient gemacht haben.

„Wir müssen mit einem Manne beginnen, den ein allzufrüher Tod an der Fortsetzung eines erfolgreich begonnenen und vielversprechenden Lebenswertes gehindert hat, nämlich mit dem Professor Herz. Dieser Herz hat zuerst gezeigt, daß die schwingende Elektrizität nicht im Drahte bleibt, sondern daß sie in den Raum ausstrahlt. Er hat, wenn man so

„Aber denkt auch beispielsweise an die tollkühne Expedition Wellmanns, die schließlich doch noch ein gutes Ende fand, weil der Telegraphist des Luft-

schiffes jenen Hilferuf Tag und Nacht aus den Antennendrähten in den Raum strahlen ließ.

Denn auch Luftschiffe und Flugmaschinen tragen ja heut Funkenstationen, empfangen im Fluge Befehle, geben im Fluge Nachrichten.“

„Nun aber, Hinkender,“ rief der Peter Fritz, „Ihr habt uns doch sonst wohl die Dinge, die Ihr uns erklärtet, durch Bilder veranschaulicht. Heute aber habt Ihr uns nur ein paar Antennen gezeigt. Habt Ihr nicht noch andere Abbildungen bei Euch?“

„Peter Fritz,“ erwiderte der Hinkende, „ich habe Bilder und ich kann sie Euch zeigen, aber ich fürchte, Ihr werdet nicht allzuviel daraus erfassen. Nur allerlei Drähte und Spulen und Kurbeln und Wellen, die im Bilde wenig sagen.

„Das ist ja bei allen elektrischen Apparaten der Fall, daß man den Verlauf der Drähte und das Spiel der Ströme auf den Abbildungen davon nicht verfolgen kann, und daß die schönste Dynamomaschine ebensogut ein Steinbrecher oder eine Dampfmaschine-



Prof. Dr. Ferd. Braun.



Graf Arco.

will, den elektrischen Resonanzboden entdeckt, ohne den ja die drahtlose Telegraphie undenkbar wäre.

„Darüber hinaus freilich sind seine Arbeiten für die Wissenschaft überhaupt von unendlicher Bedeutung gewesen. Was der englische Mathematiker Maxwell auf Grund rechnerischer Erwägungen vermutete, das hat uns Herr experimentell bewiesen, daß nämlich Licht und Elektrizität wesensgleich sind, daß beide Schwingungen des Lichtäthers sind und sich nur durch Wellenlänge und Schwingungszahl unterscheiden.“

„Jetzt habt Ihr Euch aber gefangen, Hinkender,“ rief der allezeit zum Widerspruch geneigte Barbier. „Wenn Licht und Elektrizität dasselbe sind, so muß man die Elektrizität doch sehen können!“

„Ihr seid wieder einmal auf dem Holzwege, Peter Fritz,“ erwiderte der Hinkende. „Es gibt Töne, die man nicht hören kann, weil die Schwingungen der Luft zu schnell oder zu langsam sind. Und es gibt Aetherschwingungen, die man als Licht sieht, und andere, die man als Wärme fühlen kann, und endlich solche, die man eben als elektrische bezeichnet und direkt gar nicht wahrnehmen kann. Es war das Verdienst des Professors Hertz, diese Schwingungen mit Hilfe besonderer Apparate festzustellen, und zu zeigen, daß sie denselben Gesetzen der Brechung, der Beugung und der Resonanz gehorchen, wie alle anderen Wellen. Und nun seht Ihr weiter hier das Bild des Professors Slaby, der in Verbindung mit dem Grafen Arco, dessen Bild hier folgt, im Jahre 1897 die Versuche in Deutschland begann. Und hier ist Professor Braun aus Straßburg, der seinerseits ein gutes System entwickelte. Dann wurden die Erfindungen dieser drei Männer, das System Slaby-Arco und das System Braun zu einem neuen Ganzen, dem Telefunkenystem, verschmolzen, und endlich entdeckte und erfand Professor Mar Wien die tönenden Löschfunken, durch welche die Wellentelegraphie ihre heutige Vervollkommnung erfuhr. Da habt Ihr die vier Männer beisammen, denen Deutschland den heutigen hohen Stand seiner Wellentelegraphie verdankt. Nun hoffe ich, Peter Fritz, daß Ihr ebenfalls in diesem jüngsten Zweige elektrotechnischer Wissenschaft ein wenig Bescheid wißt. Und nun auf Wiedersehen, Ihr Mannen — ein andermal!!“

### Das große Befreiungsjahr.

Ein Erinnerungsblatt von Wilhelm Schlang.

In deutschen Bürger- und Bauernstuben sieht man häufig als Wandschmuck neben höchst friedlichen Darstellungen ein vergilbtes Blatt in mehr oder minder wurmstichigem Rahmen, angefüllt mit Schilderungen kriegerischer Vorgänge, die die Betrachtung gleich eigen tümlich spannen. Im größeren Mittelfelde erblickt du einen Helden von untersehter Gestalt auf dem Grauschimmel einherjasprennen. Aus fahlem Gesicht blickt ein Paar kalter, aber scharf berechnender Augen in ein Gewähl von Bajonetten und Lanzen, Bärenmützen, Helmen und stolzen Adlern. Nur die anmutvolle

Bildung des Munds im Gegensatz zu dem stark hervortretenden Kinn mildert etwas die Härte und Strenge dieses Antlitzes. Der Mann mit dem Marmor Gesicht, von dem man einmal gesagt hat, es mache den Eindruck eines Leichensfeldes, ist gewohnt, zu siegen, zu herrschen, zu vernichten. Er ist der unerbittliche Kriegsgott selber, nicht in blinkendem Harnisch, sondern in einfacher Kleidung, nur mit einem einzigen Orden des persönlichen Mutes geschmückt. Das Haarbüschel auf hoher, breiter Stirn ist wie ein Zeichen immerwährenden Zorns. . . . Und dieselbe düstre, furchtbar anziehende Helbengestalt beherrscht auch die Darstellungen der kleinen Seitenfelder unseres Bildes,



Napoleon I.

des letzten Ueberbleibfels von altem, längst in alle Winde zerstreutem Hausrat. Man sieht den Mann in schlichtbraunem Ueberrock gelassen auf einer Anhöhe in brennende Städte blicken, umgeben von prächtig gepuzten Marschällen, die neben der Einfachheit ihres Gebieters sich wie Paradegeneräle herausnehmen; und man sieht ihn wieder, unberührt von allem, durch die Greuel der Schlachten reiten. Vor diesem Unscheinbaren

haben Könige gezittert; unzählige Tausende haben Blut und Leben freudig für ihn geopfert; er ist wie ein Gott geliebt und wie ein Teufel verflucht worden. Er war das Schicksal einer Welt, bis auch seine Stunde wie jedes Irdischen sich erfüllte. Viele sagen, die Vorsehung selber habe ihn ausersehen gehabt, entnerve und versklavte Völker zu geißeln, alte Ordnungen zu stürzen, damit neue und bessere aufgerichtet werden konnten. In dunklem Zeitalter, das unendlich weit vor dem unsrigen liegt, lebte ein gewaltiger Eroberer mit Namen Attila. Der Schrecken seines Namens verbreitete sich über die Erde, fast alle Völker des Abendlandes waren ihm steuer- und heerespflichtig. Auch der Mann da im einfachen Soldatenkleid war Beherrscher eines Weltreichs und sie nannten ihn den zweiten Attila. Immer wieder, wenn die Menschheit alt und faul werden will, erscheint ihr ein Gewaltiger, der die Geister aufrüttelt. Diese Ungewöhnlichen sind wie das Brausen des Herbststurms, der das Morische niederwettert, damit wieder ein Frühling sein kann. . . .

Schon auf der Schulbank, wenn wir die großen Kriegsmeister und Eroberer aufzählen mußten, nannten wir nach Alexander dem Großen und Cäsar

immer auch Napoleon den Ersten. Alle Bücher waren voll von schauerlich-schönen Geschichten, die auf ihn Bezug hatten, von unerhörten Taten, die er begangen, von beispiellosem Aufstieg und jähem Sturz. Mit er nicht, der große Mann, der Soldatenkaiser, durch unsere Bubenträume, gleichsam verwachsen mit seinem Schimmel, ganz wie auf jenem alten, vergilbten Stahlstich, der mit heiliger Scheu betrachtet wurde? Für den Bubens bildete schon jeder Schulmeister mit dem gefürchteten Meerrohr einen Tyrannen. Aber was war dies gegen einen Willen, dem Kaiser und Könige sich genau so beugen mußten wie der unscheinbarste Korporal im Heere dieses Mächtigen! Ein Advokatensohn aus Korsta, der im frühen Mannesalter zum Welt Herrscher wurde — was konnte die jugendliche Vorstellung mehr erhitzen als das Unerhörte dieser menschlichen Laufbahn!

Allen großen Eroberern ist eine Schranke gesetzt. Alexander, da er die Unterwerfung Indiens plante, fand sie am Indus, Cäsar an der Themse und am Rhein. Unseres Helden Verhängnis sollte Moskau werden. Seine unerfättliche Herrschsucht hatte den Kaiser nach Rußland geführt. Er stand auf der Höhe seiner Macht. Außer dem ganzen linken Rheinufer waren Holland, Italien, ein Teil des nordwestlichen Deutschland mit Bremen, Hamburg und Lübeck französisch. Weites Gebiet diesseits des Stroms, im Königreich Westfalen vereinigt, setzte unter gewalttätiger Fremdherrschaft. Gleich einem übel verwalteten, banterotten Hauswesen war vor Jahren schon das alte römische Reich deutscher Nation zusammengebrochen, daß nichts übrigblieb als ein verlachter Name. Die deutschen Kronenträger allesamt waren nichts anderes mehr als Geschöpfe von Napoleons Gnaden. Zwei Jahre nach dem Entscheidungskampf von Jena, wo das damalige Preußen vernichtet wurde (denn es war längst „auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen“) veranstaltete der korsische Machthaber auf demselben Schlachtfeld eine große Hasenjagd, zu der er auch den Prinzen Wilhelm von Preußen einlud, damit doch alle Welt merken sollte, wer der Jäger war und wer das Wild! Das war 1808 gewesen, im Weinmond. Inzwischen hatte der Korse seine Herrschaft noch weiter befestigt; nur Spanien im Verein mit England troste ihm noch — ihm, der selbst unter den Pyramiden siegreich gewesen war. Da Napoleon den Briten, ihrer starken Flotte wegen, nicht beikommen konnte, suchte er sie da zu treffen, wo sie von jeher am empfindlichsten waren — nämlich am Geldbeutel. Die Aufnahme englischer Waren durch Frankreich und die mit ihm in Verbindung stehenden Länder wurde strengstens untersagt. Auch Rußland mußte seine Häfen und Märkte der englischen Einfuhr verschließen, ward aber bald dieses Druckes müd und zog, auf verschiedene Weise durch Napoleon beleidigt, einen Krieg der französischen Vornachheit vor. Der Korse rüstete, und schon im Frühjahr 1812 wälzte ein Heerstrom, wie die Welt ihn noch niemals gesehen, sich gen Norden: alle nur denkbaren Waffengattungen, blutjunge Gardes und

eisgraue Waffenhelden, unendlich lange Züge von Gepäck- und Krankenwagen, von Lebensmitteln und Kriegsgerät. Wie ein Augenzeuge erzählt, hatte man nicht nur an Winterruhe gedacht, sondern auch an grüne Brillen gegen die Blendungen des Schnees. Ja (so setzt unser Gewährsmann launig hinzu), „wir sahen ein ganzes Geschwader von jungen Nähterinnen auf kleinen Pferden folgen, vielleicht um die Soldaten im rohen Rußland vor Verwilderung zu bewahren.“ Und diese Armee von nahezu 650000 Mann sprach fast in allen Zungen Europas. Außer Holland und Italien leistete auch Deutschland dem Zwingherrn wieder Heeresfolge; von Landesleuten des Hintenden zogen, genau gezählt, ihrer 6766 unter dem zwanzigjährigen Grafen Wilhelm von Hochberg mit ins Feld.

Noch einmal äußerte sich die ungeheure Macht, die Napoleon über die Seinigen übte. Um ihn auf seinem Zuge durch Lothringen und durchs Elsaß zu sehen, eilten die Leute meilenweit herbei. Weiber, Kinder und Greise, so heißt es, stützten mit erhobenen Händen auf die Heerstraße und riefen: „Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser!“ Ja, es war wirklich so, daß ein Nachlebender sagen konnte: man hätte meinen sollen, er wäre Gott, er hauche der Welt den Lebensodem ein, und wenn er unglücklicherweise stürbe, müsse alles ein Ende haben . . .

Schon sah Napoleon im Geiste den russischen Bären vor sich gedemütigt. Schon dachte er daran, alle Häfen der Dssee in Besitz zu nehmen und so dem englischen Varensmuggel ein Ende zu machen, und bereits stellte er, zunächst freilich nur in Gedanken, französische Zollwächter in Petersburg auf. Und wenn der russische Krieg vollendet, gedachte er sich durch einen kühnen Zug durch Persien auf Britisch-Ostindien zu werfen. Der Geist Alexanders schwebte ihm vor, wie er an die Pforten des großen Zauberreiches klopfte. Im Frühsommer 1811 hatte er zum bayerischen General Wrede gesagt: „Noch drei Jahre und ich bin Herr des Universums.“ Jetzt gedachte Napoleon es wahr zu machen. Je höher einer steht, desto leichter vergißt er den Spruch, daß Hochmut vor dem Falle kommt.

Nachdem die Große Armee den Niemen (so heißt der russische Grenzfluß) überschritten hatte, gelangten nur abgerissene und unverbürgte Nachrichten von ihr zum hochgespannten Westen. Nun stellte es sich im September 1812 als sicher heraus, daß nach hartem Kampf mit Feind und Wetter die Eroberer in der russischen Hauptstadt eingezogen waren. Es gab deutsche Kirchen, wo man mit den Glocken läutete und Dankgefänge aufführte zur Verherrlichung der neuesten Waffensiege Napoleons. Dann wieder tiefe Stille, düstere Belkennung. Bis auf einmal mit Eintritt des Winters dunkle Gerüchte vom Brande Moskaus, von harten Bedrängnissen der Großen Armee, von furchtbaren Entbehrungen und qualvollem Rückmarsch zunächst nach Deutschland gelangten. Dann bestätigte ein einziger Vorgang alles: Napoleon erscheint ohne Heer, ohne goldbetreften Stab,

in einem Bauernschlitten mitten in der Nacht zu Dresden, das noch einige Monate vorher seinen Namen in prasselnden Feuerwerken an den Himmel gezaubert hatte. Und dann kamen von den Schnee- und Eismüsten des Ostens lange Züge hofslängiger, notdürftig gekleideter, von Hunger und anderem Elend entstellter Menschen, manche nichts weiter als wandelnde Skelette, viele unterm Einfluß der Kälte taub geworden oder erblindet, andere noch im Geiste verwirrt von den Schreckensbildern des Uebergangs über die Beresina am 27. und 28. November. Napoleon befand sich bereits in Paris, als Murat, der König von Neapel, der Gastwirtssohn aus der Gironde und anfängliche Theologiestudent, mit zwanzigtausend Mann die russisch-preussische Grenze überschritt. Das war der Rest der Großen Armee — ein tiefgebeugter, mitleiderregender Troß. Ein Gottesgericht ist geschehen, so hieß es allenthalben von dem „unüberwindlichen“ Heere, und bald wurden die Strophen eines weitverbreiteten Flugblatts nachgesungen:

Mit Mann und Roß und Wagen  
Hat sie der Herr geschlagen . . .

Daß sich inzwischen in Preußen still und stet eine Wandlung der Verhältnisse vollzogen hatte, verdanken wir dem Weitblick



Scharnhorst.

und Willen, der beharrlichen Vaterlandsliebe einzelner Männer, in denen noch etwas vom Geiste des Alten Fritz lebte. Der wackre Scharnhorst hatte bald nach der Niederlage des preussischen Heeres bei Jena begonnen, das gesamte Kriegswesen des Staates zeitgemäß umzugestalten. Treu Ausharvende

wie Gneisenau und Boyen waren mit am Werke. So ohnmächtig war Preußen im Sommer 1807, daß es sich durch den Frieden von Tilsit verpflichten mußte, nie mehr als vierzigtausend Mann unter Waffen zu halten. Ganz fein hat es nun Scharnhorst gemacht. Die älteren Bestände entließ er und brachte so die Heerstärke auf die bedingene Zahl. Als ein Jahr herum war, wurde der größere Teil dieser Truppen durch Neuausgehobene — der Volksmund hieß sie scherzweis nur die Krümper — ersetzt und nach deren kurzer, aber strammer Abrihtung kamen andere dran. Auf die einfachste Weise entstand so ein neuer, geschulter Heerkörper, ohne daß das Späherauge des Franzmanns etwas merkte.

Aber nicht nur im Kriegswesen bereitete sich der Umschwung vor. Dem Staate lebte einer der Getreuesten im Freiherrn vom Stein. Er war in der Tat des Landes Eckstein und Edelstein. Trotz seiner kernhaft deutschen Gesinnung hatte ihn der Hof mehr als einmal aufs übelste behandelt. Ueber die persön-

liche Lage aber stellte er das Wohl des Ganzen. Von Napoleon geächtet, hatte er im Dezember 1808 aus Preußen fliehen müssen, arbeitete aber auch in der Ferne an der Neugestaltung der Dinge. Sozusagen aus der Verbannung kehrte der treue Helfer auf einen einflussreichen Posten zurück, erfüllte zum



Freiherr vom Stein.

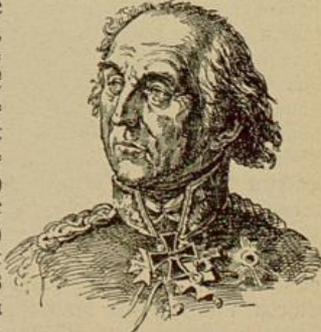
stillen Aerger einer verzoppten Junkerpartei die innere Staatsverwaltung mit neuem Geist, gab dem Bauernstand wie den Städten größere Freiheiten und vermehrte die inneren Hilfsquellen. Und wie schon im Altertum die Propheten unter bedrängte Völker traten, durch Wort wie Beispiel für Läuterung und

Weiterbildung des Bewußtseins wirkten, ermutigten und warnten, so auch in diesen tiefsten Vorbereitungsjahren. Mitten in dem noch vom Feinde besetzten Berlin hielt Fichte als aufrechter Mann seine Reden an die deutsche Nation, und es war ihm bei der Taufe nicht umsonst der Name Johann Gottlieb gegeben. Schleiermacher, des neunzehnten Jahrhunderts größter deutscher Theolog, redete durch seine Predigten den Gebildeten gewaltig ins Gewissen, und an der Hebung sittlicher Volkskraft arbeitete Friedrich Ludwig Jahn, der Turnvater.

So lagen die Dinge, als die Kunde vom Untergang der Großen Armee sich allenthalben verbreitete. Der Groll gegen den Unterdrücker hatte den höchsten Grad erreicht; lange genug aufgespeichert, drängte er nach Ent-

ladung. Das Volk war moralisch erstarbt, es war mit großen Gedanken angefüllt und fühlte sich reif, mit bewaffneter Hand die Schmach von Jena und Tilsit auszulöschen. Es mußte etwas geschehen — jetzt oder nie — um vollends den Funken in die hocherregten Seelen zu werfen.

Da geschah das Außerordentliche, worauf viele Tausende gewartet hatten, am 30. Dezember 1812. In einer kleinen Mühle bei Taurroggen, unweit der preussisch-russischen Grenze, geschah es. Johann Ludwig Yorck, der Preußengeneral (sein Name bleibe für immer dem Gedächtnis der Deutschen tief eingepreßt!) sagte sich von der französischen Sache



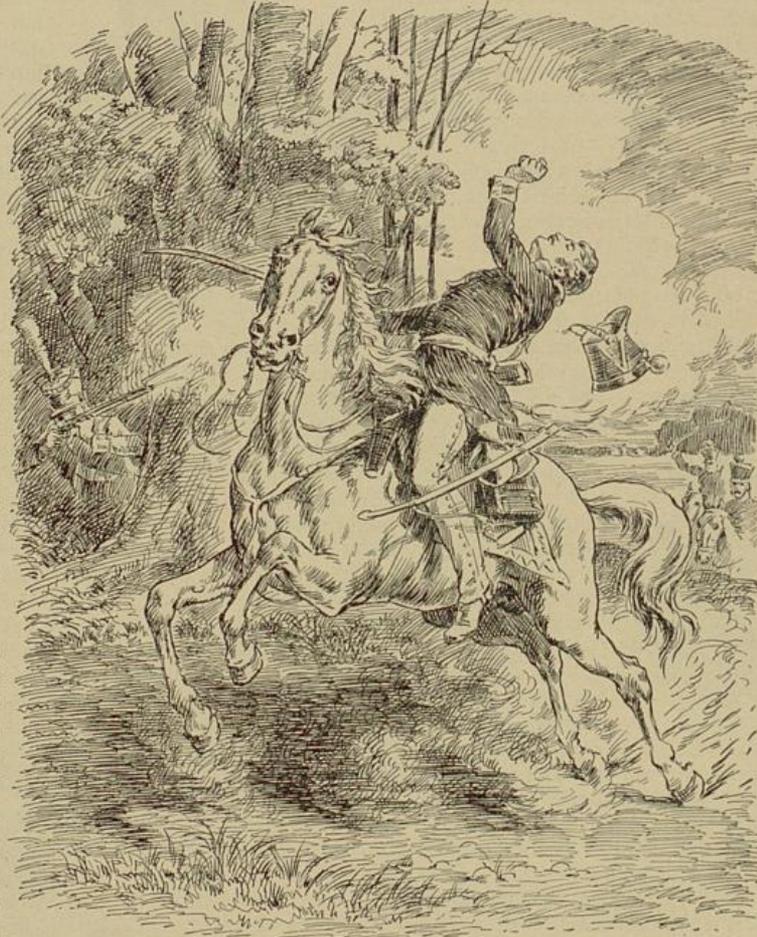
Johann Ludwig Yorck.

los, der er mit zwanzigtausend Mann hatte dienen müssen, und auf eigene Faust, nach schwerem Kampf zwischen Soldatenpflicht und Gewissen schloß er mit den Russen einen Waffenstillstand. „Ich lege mein Haupt Eurer Majestät zu Füßen und bin bereit, mein ungesekliches Verfahren auf dem Sandberge zu büßen!“ Also schrieb York an den König, tat unerschrocken, was er tun mußte, und dem großen Befreiungswerte war mit einemmale die Bahn gebrochen.

Der kriegerische Geist des Alten Fritz wardem Preußenwolke wiedergekehrt, während der deutsche Süden in ängstlicher Spannung verharrte. Ein wildes Feuer hatte die Jugend erfaßt und übertrug sich schnell auch auf das sonst bedächtigte Alter. In die schwärmerische Aufregung dieses Winters schmetterten Theodor Körner und Max Schenkendorf, der Sachse und der Ostpreuße, ihre Auferstehungslieder hinein. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“ sang Arndt, ein vielverfolgter

Patriot, im Bohn wie im Hoften gleich groß. Nur Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, Luifens Gemahl, zauderte. Also bestimmte das Schicksal, daß über Fürstenbedenklichkeit hinweg ein Volkstkrieg sein sollte. Schon strömten Scharen Kampflustiger den Truppenplätzen zu. In Breslau, wo Friedrich Wilhelm sich seit dem 22. Januar befand, herrschte ein leidenschaftlich kriegerisches Leben. An der dortigen Hochschule lehrte der Naturforscher Steffens. Wie nun die Begeisterung immer höher anschwoll, führte er kurzerhand seine Studentlein aus dem Hörsaal

zum Regiment und nahm selber Waffendienst. Berlin stellte binnen vierzehn Tagen neuntausend Mann, darunter nahe an vierhundert Gymnasiasten. Eines Tags kamen achtzig Wagen solcher Freiwilligen in der schlesischen Hauptstadt an. Da führte Scharnhorst den König ans Fenster und fragte, ob Majestät sich nun überzeuge? Und Friedrich Wilhelm faßte endlich seine Entschließungen, schrittweise, eine nach der andern. Am 28. Februar 1813 kam die preußisch-russische



Körners Tod

Kriegsgemeinschaft gegen Frankreich zustande, am 17. März erschien der Aufruf an das Volk, zehn Tage darnach warfen die Verbündeten dem Franzosenkaiser den Fehbehandelschuh hin. Der aber raffte sich nochmals zu seiner vielbewunderten Größe auf. Ein Heer von Hunderttausenden zauberte er gleichsam aus dem Nichts hervor, und der Mann, der etliche Monate zuvor als gekehrter Flüchtling im Bauernschlitten durch Dresden gefahren war, kehrte jetzt in achtpännigem Wagen zurück, mit dem Mameluken Rustam auf

dem Bock — dem Rustam Rago, einem der vielen, die von den aufgeregten Wogen der Zeit in eine ihnen bis dahin fremde Welt geschwemmt worden. Andere Kräfte als bei Jena standen dem Korsen entgegen. Es begann der Kampf des vaterländischen Stolzes, der Selbstachtung und Manneswürde gegen den Knechtsgedanken. Die Volksbewaffnung in Preußen hatte ungeheure Fortschritte gemacht. Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, und weißbärtige Greise traten in die Schar der Freiwilligen. Alle Städte zwischen Weichsel und Elbe

starrten von Waffen, widerhallten von Trommeln und Hörnerruf. Beamte, im Dienste ergraut, vertauschten die Feder mit Degen oder Büchse. Der Kaufmann verließ den Ladentisch, der Bauer den Pflug. Es trennte sich der Schreiber von seinen Akten, von denen er sonst so unzertrennlich ist wie das Kind von seiner Puppe. Viele Tausende folgten dem Beispiele Theodor Körners und rissen von Tagesruhm, von heiterem Genuß, von geliebten Herzen los, um dem höchsten Gebote zu folgen. Mehr als ein Mädchen kleidete sich wie die Johanna Stegen von Lüneburg oder die Helbin von Göhrde, Eleonore Prochaska, in Männertracht, um Wunden und Tod mit den Vaterlandsbefreiern zu teilen. Um die Kriegskassen zu füllen, wurde teurer Hausrat, kostbarer Familienschmuck zu Geld gemacht, und edelgesinnte Frauen opferten die Zier des Hauptes auf dem vaterländischen Altar.

So ward der Krieg für die Deutschen ein heiliger. Als am 2. Mai 1813 bei Großgörschen unweit Merseburg die Verbündeten erstmals mit den unter Napoleon selbst vereinigten Streitkräften zusammenstießen, konnte selbst der schlachtengewohnte Kaiser seine Bewunderung über den Heldenmut der Angreifer nicht unterdrücken. Aber die launische Kriegsfuruna neigte sich zunächst keiner der Parteien mit Bestimmtheit zu, weder bei Großgörschen, noch einige Wochen später bei Bautzen, nur daß Napoleons Verluste stets um vieles größer waren als die seiner Gegner. Oesterreich schloß sich nach langem Schwanken den Verbündeten an; Hauptträger aller Unternehmungen auf dieser Seite aber blieben Gneisenau und Blücher. Wenn der Deutsche — er braucht nicht gerade ein Preuße zu sein — den Namen Blücher hört, geht ihm allemal ein großes Freuen durch die Seele. Der Blücher hatte was vom Napoleon in sich. Er war kaltblütig wie dieser und konnte mitten im Kugelregen seine Pfeife stopfen, ganz wie einer, der hinterm Bierglas sitzt. Auch der „Marschall Vorwärts“ hatte große Macht über Hohe und Niedere, daß sie ihm folgen mußten wie die Wolken dem Wind. In Berlin lachte mancher geschniesselte Hoffschranz über den alten Haudegen, weil er des Schreibens nicht sonderlich kundig war. Die Franzosen lernten seine Handschrift gründlicher kennen, als ihnen lieb war. „Der erste französische Marschall, der in Berlin einrückt, ist König von Preußen,“ hatte Napoleon bei seinem Weggang von Paris gesagt. Aber der Blücher braunte



Blücher.

ihm jetzt an der Katzbach die Antwort hin, und sie war vom 26. August 1813 datiert. Fast gleichzeitig bekam der Franzosenmarschall Dubinot durch Bülow bei Großbeeren sein Teil; bei Kulm wurde die Heeresabteilung Vandammes vernichtet. Blücher schrieb an seine Frau: „Napoleon sitzt in der Tinte.“ Bei Dresden glänzte dessen Feldherrnbegabung noch einmal auf und dann — Mitte Oktober — saß er wirklich drin. Die Kühnheit der Freiheitsstreiter wuchs von Tag zu Tag. Die Hinjchlachtung des tapfern Freischärensführers Lützow während eines kurzen Waffenstillstandes, dann Körners Heldentod bei Wöbbelin entflamten die Gemüter aufs höchste. Eine ungeheure Völkerschlacht sollte nun entscheiden. Sie tobte unter Beteiligung von nahezu fünfhunderttausend Kämpfern an mehreren Tagen auf den Feldern Leipzigs.

„Na, Kinder,“ rief Blücher am Morgen des 16. Oktober beim Sturm auf die Höhen von Möckern seinen Leuten zu, „heute haut mal auf gut preußisch drein.“ So ward auch getan; sechsmal stürmten die Tapfern das Dorf, verloren es wieder, behaupteten es endlich. Indessen hatte Napoleon bei Wachau alle Angriffe seiner Gegner zurückgeschlagen; ein kühner Vorstoß der französischen Streitmacht bedrohte sogar (es war mittags um die dritte Stunde) den Hügel, auf dem die verbündeten Monarchen hielten, und der Korze ließ bereits in Leipzig Sieg läuten. Die weitere Entwicklung der blutigen Dinge machte ihm den Erfolg wieder streitig, und dann brach, den mörderischen Kampf endigend, die Nacht ein.

Der 17. Oktober war ein großes Atemholen. Andern Tags erneuerte sich das Ringen um so furchtbarer. Von Stunde zu Stunde wurde der Kreis um Leipzig enger, die Lage Napoleons bedrohlicher, trotz tapferster Gegenwehr der Seinen. Bei Probstheida leitete der Sieger von Austerlitz, Jena und Wagram persönlich die Verteidigung. Umsonst! Die Verbündeten drangen bis zu den Toren Leipzigs vor. Mit klingendem Spiel gingen die Sachsen und Württemberger zu ihren Landsleuten über. Jetzt blieb dem Eroberer nur eines: die Flucht, die Napoleon denn auch am Morgen des 19. Oktober vollzog, während die Stadt schon von den Verbündeten erstürmt ward. Mit kaum einem Fünftel der 440000 Mann, die er den 480000 der andern Kriegführenden entgegen gestellt hatte, gelangte Napoleon an den Main und nach einem Gefechte bei Hanau in völlige Sicherheit. Der Marschall Vorwärts, voller Wut, daß man die Verfolgung des „Tyrannen“ nicht ernstlich betrieb, eilte dem Flüchtling mit einer Truppe bis Jülda nach. Da er aber nur verwundete Franzosen traf, ließ der Brave sie aus seiner Feldflasche trinken und von seinem Brote essen . . .

Die Leipziger Völkerschlacht hatte vom deutschen Volke mit einem Schlag den Druck anmaßendster Fremdherrschaft genommen. Was nach ihr geschah, wie die Verbündeten den Krieg im Feindesland fortsetzten und eine höhere Macht den Riesen völlig zerbrach, dessen sie sich zum Werkzeug bedient hatte, das

wollen wir im kommenden Jahrgang unseres Kalenders beschauen. Dem geneigten Leser aber liegt die Frage auf der Zunge, was von den neu gekitteten Thronen getan worden, um vieltausendfache Volksoffer zu lohnen? Auch diese Frage ist zu gewissenhafter Beantwortung an den nächstjährigen Kalender weitergegeben. Heut falle kein Schatten auf die Erinnerungen des Befreiungsjahrs, dem wir die Wiedergewinnung des deutschen Wesens verdanken! Wir wollen wieder einmal ohne bittere Nebenempfindung

ein Stück vaterländischer Ruhmesgeschichte nachfühlen dürfen und uns an den Männern erbauen, die in schwerer, dunkler Zeit des Volkes Leitsterne und Heil gewesen sind.

Ueberm Boden, den einst das Blut vieler Tapfern tränkte, ragt heut, gewaltig anzusehen, das Völkerschlachtdenkmal. Dem Ehrenbau ist am 13. Mai 1912 der Schlussstein eingefügt worden. Wenn künftig am ernstesten Oktobertag die Gedächtnisfeier in die Lande hinausleuchten, sollten wir Deutschen

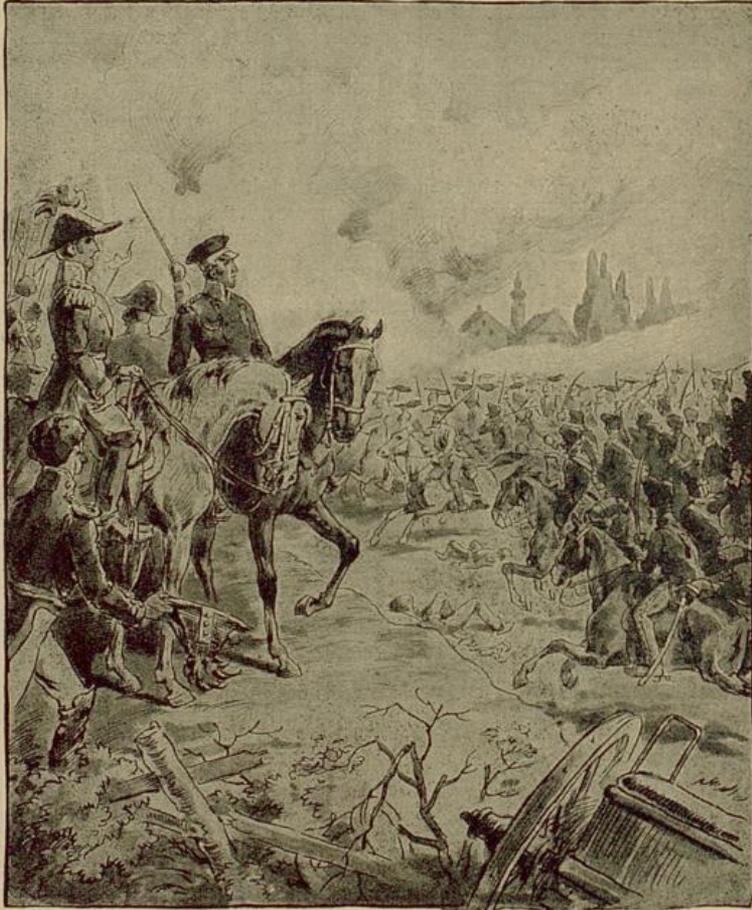
strenge Einkehr halten und uns jeweils fragen, ob die Gegenwart würdig ist der Wunden und Tränen des großen Befreiungsjahrs.

### Der überlistete Finder.

Ein langbeiniger Engländer mit großkariertem Anzug, Wadenstrümpfen und anderen Geschmacklosigkeiten mehr verlor seine Brieftasche mit 5000 Mark Inhalt. So was kann natürlich dem Gescheitesten passieren, warum also nicht auch einem

Engländer. Nachdem er jede seiner fünfzehn Taschen vergebens zweimal umgewendet und dabei jedesmal „Goddam“ geflucht hatte, ging er aufs Polizeiamt und gab seine Adresse an, damit man ihm sein Eigentum zustellen könnte, falls der ehrliche Finder sich melden sollte.

Polizei und Engländer warteten und warteten mit Schmerzen, ja der Engländer sogar mit Zittern und Beben auf die Ankunft des verlorenen Geldes. Allein der Burlitoni, der die Brieftasche gefunden, wußte



Episode aus der Schlacht bei Leipzig.

von des Eng-

länders Schmerzen nichts, nahm es mit der Ehrlichkeit auch nicht so genau und meinte, 5000 Mark finde man nicht jeden Tag am Wege, und so müsse man, falls es einmal passiere, die Gelegenheit benutzen. Er denke nicht daran, daß er das Geld zurückgebe.

Einer, der 5000 Mark verlieren könne, sei jedenfalls besser daran, als er, der Burlitoni, der keine 5000 Mark zu verlieren, sondern nur den Buckel voller Schulden habe.

Schon die kostbare Brieftasche beweiße, daß das Geld

nur einem vornehmen Herrn gehört haben könne, und ein solcher könne den Verlust leicht verschmerzen, während das Geld ihm, dem Burlitoni, jaustament kommod komme.

Also behielt er den Fund, und der Engländer merkte, daß er auf gewöhnlichem Wege nicht mehr zu seinem Eigentum gelangen könne. Darum ließ er ein Inserat ins Blatt setzen und das hieß also:

### Anzeige.

Lord Palmerston hatte vor einigen Tagen das Unglück, seine Brieftasche mit 5000 Mark an Geld

und andern, ihm wertvollen Schriftstücken zu verlieren. Das Geld würde derselbe leicht verschmerzen, aber die Schriftstücke, die einem andern absolut nichts nützen könnten, für ihn selbst aber unschätzbaren Wert hätten, wünsche er wieder zurück, und daher lege er demjenigen, der sie ihm bringe, noch 15000 Mark zu den gefundenen 5000 Mark als Finderlohn zu.

Dieses Inzerat las auch der Burlitoni. „Blitz na,“ sagte er, „da läßt sich ein Geschäft machen. Zwanzigtausend Mark und dazu noch ehrlich verdient, sind allemweg besser als 5000 Mark gestohlenen Geld.“ Und spornstreichs begab er sich mit dem noch unverehrten Geld und den Schriftstücken in die Stadt, um den Engländer aufzusuchen und sich als ehrlichen Mann vorzustellen.

Lord Palmerston empfing ihn auch sehr höflich, soweit die Höflichkeit einem Engländer möglich ist, führte ihn in ein Kabinett, wo er, wie der Herr sagte, einige Minuten warten sollte, bis er, Lord Palmerston, die ausbedungenen 15000 Mark zur Stelle haben würde.

Dem Burlitoni spukte die Freude in allen Gliedern, als er sah, daß alles so fix und glatt ablaufen und er wirklich zu den 5000 gefundenen noch 15000 Mark dazu erhalten sollte, und er berechnete schon, wie er mit diesem Gelde seine alte Knallhütte daheim neu aufbauen und noch einige Grundstücke kaufen könne, so daß er es in Zukunft sogar mit dem dicken Michelsbauern, welcher derzeit der reichste im Orte war, aufzunehmen vermöge und infolgedessen gerade soviel Aussicht wie dieser auf das Bürgermeisteramt habe.

Diese Vorstellungen sollten ihm indessen jäh benommen werden. Als er eben überlegte, wie er als Dorfobershaupt diesem und jenem gegenüber sich benehmen wolle, erschien Lord Palmerston im Rahmen der Türe und in seinem Geleite ein anderer Herr mit sehr durchdringenden Augen und energischem Wesen.

„Dies ist der Mann,“ sagte Lord Palmerston, auf Burlitoni weisend.

„Sie haben also die Briefftasche mit Inhalt gefunden?“ fragte der Begleiter des Lords.

„Ja,“ entgegnete Burlitoni.

„Wo und wann?“ fragte der andere.

„Gestern auf der Landstraße, die von hier nach Drilendach, meinem Heimatsorte, führt,“ sagte Burlitoni.

„Auf dieser Landstraße können, ja müssen Sie dieselbe allerdings gefunden haben,“ sagte der Herr, ein Kriminalschutzmann. „Doch in der Zeit müssen Sie sich irren. Lord Palmerston hat die Tasche auf der bezeichneten Landstraße schon vor vierzehn Tagen verloren, und so ist es wenig glaublich, daß dieselbe auf der sehr frequentierten Straße bis heute liegengeblieben sein kann. Es tut ja weiter nichts zur Sache, gestern oder vorgestern, bleibt sich am Ende gleich, wenn sie nur wieder da ist. Nur der Form wegen müssen wir auf der Angabe des richtigen

Datums bestehen. Denn es könnte, was ja nicht wahrscheinlich, aber immerhin möglich wäre, auch ein zweiter Herr gestern dieselbe Tasche mit gleichem Inhalt verloren haben, und in diesem Fall müßten Sie auf die ausgeschriebenen 15000 Mark verzichten.“

Das leuchtete sofort auch dem Burlitoni ein, und da er die Angelegenheit rasch erledigt haben wollte, gab er denn zu, daß er das Geld vor 14 Tagen gefunden habe.

„So ist's recht,“ sagte der Kriminalschutzmann. „Immer der Wahrheit die Ehre geben. Und nun



„So ist's recht,“ sagte der Kriminalschutzmann. „Immer der Wahrheit die Ehre geben.“

noch Ihren Namen, Heimat und Gewerbe, wenn ich bitten darf.“ Und als der Burlitoni dem Verlangen nachgegeben und seine Personalien angegeben hatte, fuhr der Herr fort: „So, nun sind Sie für heute entlassen. Über den weiteren Verlauf der Sache wird Ihnen das Bezirksamt Bescheid zugehen lassen.“

„Ja, und das ausbedungene Geld?“ fragte der Burlitoni.

„Das werden Sie sofort erhalten, wenn Sie es verdient haben. Aber eben das bedarf noch der Untersuchung.“

Der Burlitoni ließ sich, wiewohl mit Widerstreben, trösten, trollte nicht in bester Laune heimwärts und harrte sehnüchtig, mit Zittern und Zagen auf die Ankunft der versprochenen 20000 Mark.

Statt dessen erhielt er aber eine Vorladung aufs Bezirksamt, und dort angekommen, wurde er sofort wegen Fundunterschlagung verhaftet, vor Gericht gestellt und nach Erkenntnis desselben bestraft, und die Hoffnung auf den „Bürgermeister“ mußte er nun für immer begraben. Denn wer Gefundenes nicht abgibt, veruntreut auch Anvertrautes, und solche taugen nimmermehr als Gemeindevorstand.